



# Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftstellerverbandes

2009/2

## Editorial

Wenn Neues in Etappen kommt, ist es vielleicht leichter anzunehmen. Seit Dezember 2008 ist im Österreichischen Schriftstellerverband viel Neues passiert. Den aufmerksam Beobachtenden des Verbandsgeschehens bzw. Lesenden dieser Zeitschrift wird das nicht entgangen sein. Erst gab es einen Wechsel im Büro. Dann, schon im Februar 2009, entschied sich das Dreigestirn des Verbandes, der Präsident, Herr Dr. Alfred Warnes, die weit über ihre Kassiertätigkeit hinaus handelnde Frau Eleonore Zuzak wie auch ihr für das Lektorat verantwortlicher Bruder, Herr Josef Zuzak, nach langjähriger, intensiver Arbeit für den Verband sich mit der verdienten Würde der Ehrenmitgliedschaft ins Privatleben zurückzuziehen.

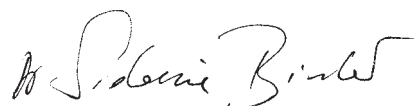
Seit 15. Juni 2009 bin ich, nach einstimmiger Wahl durch die Generalversammlung, mit teilweise umbesetztem Vorstand, die Nachfolgerin von Herrn Dr. Warnes und somit seit Bestehen des Verbandes, nach elf Präsidenten die erste Frau in dieser Funktion.

Weitere neue Etappen sind vorgezeichnet, vorerst das Jahr 2010, in dem der Österreichische Schriftstellerverband sein 65-jähriges Jubiläum feiert. Kurz nach dem Krieg, am Beginn der Zweiten Republik gegründet, stellte er nicht nur eine mehrere hundert Personen umfassende Literatenorganisation dar, sondern war ein aktives, zukunftsorientiertes Zeichen der Gemeinsamkeit und des Friedens über Grenzen hinweg. Heute, 65 Jahre danach, soll sich an diesem Zeichen, trotz und auch gerade wegen moderner Kommunikationstechnik, globaler Entwicklungen, bedrohlicher Konjunkturschwankungen, Migrationsprozessen und dramatischer Umweltveränderungen, einem Vermächtnis gleich, nichts ändern.

Der Auftrag, frei denkend und schreibend, im kritischen Diskurs Vorstellungen zu bewegen, Feindbilder abzubauen und Missverständnisse aufzulösen und trotz menschlicher Unzulänglichkeiten das Gemeinsame über das Trennende zu stellen, ist auch weiterhin gültig, unabhängig von der Gewissheit eines Erfolges. Im Rahmen des Jubiläumjahres wird es einige Projekte geben: einen Literaturwettbewerb, eine Festveranstaltung und ein Sonderheft. Versäumen Sie nicht, auch die Informationen auf unserer Website [www.schriftstellerverband.at](http://www.schriftstellerverband.at) zu lesen.

Ich wünsche Ihnen genügend Anregungen in unserem Angebot und unserem Verband eine weitere gedeihliche Entwicklung.

In diesem Sinne alles Gute für 2010!



Dr. Sidonia Binder

[sidoniabinder@yahoo.de](mailto:sidoniabinder@yahoo.de)  
[www.sidoniabinder.com](http://www.sidoniabinder.com)

Inhalt	Seite
<b>Editorial</b>	<b>1</b>
<b>Inhaltsverzeichnis</b>	<b>2</b>
<b>Aktuelles</b>	<b>4</b>
Ausschreibung Wettbewerb	4
Auf einem guten Weg – Statement der neuen Vorsitzenden Dr. Binder	5
Änderung im Vorstand des Österreichischen Schriftstellerverbandes	6
<b>Rezensionen</b>	<b>8</b>
<b>Georg Bydlinski:</b> Jahrzehnteschnell	8
<b>Manfred Chobot:</b> Blinder Passagier nach Petersburg	10
<b>Manfred Chobot:</b> Reise nach Unterkralowitz	12
<b>Manfred Chobot (Hrsg.):</b> Genie & Arschloch	14
<b>Johannes Diethart:</b> Warten Sie mit meiner Hinrichtung, dann brauchen Sie mich nicht zu rehabilitieren!	16
<b>Johannes Diethart:</b> Nicht ohne meinen Hund	17
<b>Klaus Ebner:</b> Vermells / Röten	18
<b>Christl Greller:</b> bildgebendes verfahren	19
<b>Dietmar Grieser:</b> Der Onkel aus Pressburg	20
<b>Judith Gruber-Rizy:</b> Drift	21
<b>Friedl Hofbauer:</b> Die Gespensterquelle	23
<b>Erika Kronabitter:</b> Viktor	24
<b>Josefa Mayer-Proidl:</b> Von der wilden Jagd und Wanderlichtern	25
<b>Lidio Mosca-Bustamante:</b> Die magische Vihuela	25
<b>Annemarie Moser:</b> Die Peripherie des Glücks	26
<b>Monika Pelz:</b> Winchester Mystery	27
<b>Dine Petrik:</b> wortreich. verschwiegen	28
<b>Brigitte Pixner:</b> Roter Schrei Leben	30

<b>Ingeborg Rinner:</b> Vogelruf und Windgesang	31
<b>Eleonore Rodler:</b> Feichtenbach	32
<b>Anita C. Schaub:</b> Fremde <sup>n</sup> zimmer	33
<b>Maria Schneider:</b> Glut und Asche	34
<b>Edith Sommer:</b> karussell – manège	35
<b>Maria Stahl:</b> bleiben bis das eis uns trägt	35
<b>Kurt F. Svatek:</b> Spruch-Reif. Dem Alltag auf die Finger gesehen	36
<b>Kurt F. Svatek, Giovanni Campisi:</b> Deine Augen ... Im Schatten des Feigenbaumes, I tuoi occhi ... All'ombra del fico	37
<b>Ilse Tielsch:</b> Unterwegs	39
<b>Cornelia Travnicsek:</b> Fütter mich	40
<b>Brigitte Wiedl:</b> Immer dieses Leben	42
<b>Lida Winiewicz:</b> Katzentisch	42
<b>Günther J. Wolf:</b> Silvretta Connection	43
<b>Adam Zielinski:</b> Zwölf jüdische Erzählungen	45
Rezensionen im Heft 1/2010	46
<b>Neue Mitglieder</b>	<b>48</b>
<b>Lidio Mosca-Bustamante:</b> Die magische Vihuela	48
<b>Eleonore Rodler:</b> Feichtenbach	49
<b>Aus dem Verband</b>	<b>50</b>
Auszeichnungen und Erfolge	50
Wir gratulieren herzlich	50
Wir trauern um unser verstorbenes Mitglied	50
Heinz Gerstinger zum 90. Geburtstag	51
Nachruf für Doris Mühringer	53
An Doris Mühringer denken	54
<b>Aus dem Verbandsbüro</b>	<b>55</b>
Impressum	55

## Aktuelles

### Literaturpreis des ÖSV

Der Österreichische Schriftstellerverband schreibt anlässlich seines 65-jährigen Bestehens einen **Kurzprosa-Wettbewerb** zum Thema

#### „Sprachräume – Schreibwelten“

aus. Teilnahmeberechtigt sind österreichische Autorinnen und Autoren sowie in Österreich lebende und in deutscher Sprache schreibende Autorinnen und Autoren.

Die eingereichten Texte zum vorgegebenen Thema dürfen 3 Din-A4 Seiten in Computer-Druck- oder Maschinschrift mit je 30 Zeilen á 60 Anschläge pro Seite nicht überschreiten (maximal 6000 Zeichen, inklusive Leerzeichen) und müssen unveröffentlicht sein (auch keine Veröffentlichung im Internet). Es dürfen keine Romanausschnitte eingereicht werden.

Die Einreichungen sind in fünffacher Ausfertigung anonym (ohne AutorInnennamen auf dem Beitrag) mit Kennwort versehen einzusenden. Der Einreichung muss ein mit demselben Kennwort versehenes, verschlossenes Kuvert beigelegt werden, das die persönlichen Daten (Name, Adresse, Telefonnummer) sowie eine kurze, maximal eine Seite umfassende Biobibliographie enthält.

Pro Autorin/Autor kann nur ein Beitrag eingereicht werden.

Aus den Einsendungen wählt eine fünfköpfige Jury insgesamt fünf Preisträger aus. Die PreisträgerInnen werden brieflich informiert. Die Preise werden bei der Festveranstaltung des ÖSV im Herbst 2010 im Wiener Literaturhaus übergeben. Außerdem werden die prämierten Texte in einer Sondernummer der Zeitschrift des ÖSV „Literarisches Österreich“ veröffentlicht.

Folgende Preise werden vergeben:

1. Preis: € 1.500,-
2. Preis: € 700,-
3. Preis: € 300,-

sowie zwei Anerkennungspreise zu je € 100,-

Einsendeschluss ist der 31. März 2010 (Datum des Poststempels).

Die Beiträge werden nicht retourniert, es kann auch keine Korrespondenz über den Wettbewerb geführt werden.

Bewerbungen bitte an:

Österreichischer Schriftstellerverband

Kettenbrückengasse 11/1/14

1050 Wien

Kennwort: „Wettbewerb“

Um die Anonymität der Beiträge zu gewährleisten kann es keine Einsendungen per E-Mail geben. Informationen über Einsendebedingungen auch unter [www.schriftstellerverband.at](http://www.schriftstellerverband.at)

## Auf einem guten Weg

### Statement der neuen Vorsitzenden des Österreichischen Schriftstellerverbandes anlässlich der Wahl am 15. Juni 2009

Im Namen aller, denen nun durch Ihre Stimme das Vertrauen ausgedrückt wurde, danke ich herzlich. Der Vorstand und ich als Vorsitzende werden mit Engagement und Einfühlungsvermögen im Sinne des Österreichischen Schriftstellerverbandes agieren, auch wenn es nicht leicht sein wird, an die Vorgaben der „Großen Drei“ nahtlos anzuschließen.

Es sind dies Herr Dr. Alfred Warnes, der überaus verdiente, auch in schwierigen Lagen ausgleichende und stets dem Miteinander verpflichtete Präsident der letzten acht Jahre, Frau Eleonore Zuzak, deren idealistisches und weit über ihre Funktion als Kassierin hinausgehendes Engagement für den Österreichischen Schriftstellerverband unnachahmlich bleiben wird, und Herr Josef Zuzak, dessen verlässliche Präsenz und überaus korrekte Lektorats- und Bibliothekarstätigkeiten und noch vieles andere mehr für den Verband unentbehrlich waren.

Sie haben entschieden, ihre langjährige Tätigkeit in ihren bisherigen Funktionen zu beenden. Wir bedauern alle sehr, auf ihr Wirken künftig verzichten zu müssen, doch wir haben für diese Entscheidung Verständnis und müssen sie zur Kenntnis nehmen. Mit Dank und Hochachtung für ihr gesamtes Schaffen werden wir in ihrem Sinne weiterarbeiten und der bisherigen Intention des Österreichischen Schriftstellerverbandes entsprechend agieren.

Als ich vor einiger Zeit von ihnen für die Nachfolge des Präsidenten vorgeschlagen wurde, dominierten bei mir neben der Freude und der Dankbarkeit über das in mich gesetzte Vertrauen vorerst Bedenken und Selbstzweifel. Die Last der neuen Aufgabe und die Lust auf ein differenziertes literarisch-administratives Tätigkeitsfeld erst gegeneinander abwägend, sagte ich nach einigen Tagen Bedenkzeit zu.

Und allen, ohne die vielen Namen zu nennen, die in den letzten Jahrzehnten im Vorstand und als dessen Vorsitzende den Verband prägten, die am äußeren und inneren Bau der österreichischen Literatur weiter wirkten, ihnen allen gelten uneingeschränkt meine Bewunderung und mein Respekt und sie sind mir Wegweiser und Impulsgeber für meine neue Aufgabe. Und – wir, die Neuen hier, – werden ein gutes Team sein, das sich mit Kraft, Zeit und Ideen für unseren Verband einsetzen wird mit dem Ziel, Bewährtes zu erhalten und fortzusetzen, sowie offen für Innovationen, sinnvolle Neuerungen anzustreben.

Bei der Gründung im Jahr 1945, als es noch der „Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten“ war, bevor man sich 1954 auf den heutigen Namen einigte, hieß es, „... die besondere Aufgabe der Schriftsteller und Journalisten sei, zur Schaffung des Friedens beizutragen.“

Und ich denke, ein gut organisierter Verband mit lebendiger Kommunikation zwischen den Mitgliedern, in deren Reihen sich von den Anfängen bis heute immer höchst renommierte, preisgekrönte Schriftstellerinnen und Schriftsteller befunden haben und befinden, es sind bis jetzt allein 15 Staatspreisträger unter ihnen, hat wohl die Voraussetzungen, zur Schaffung des Friedens beizutragen. Und eine gute Organisation, so wie sie auch bisher war, ist wirksam nach innen und außen.

Nach innen:

In der Stille des Schreibens die Gewissheit haben, gelegentlich Wertschätzung und Akzeptanz zu erleben, z. B. bei Lesungen oder durch Rezensionen. Und im dynamischen Gedankenaustausch, auch im kritischen Disput sich auseinandersetzen können und das in einer Gemeinschaft von zumindest mehrheitlich Ähnlich- oder gar Gleichgesinnten.

Und nach außen möglichst unterstützt werden bei individuellen und auch gemeinschaftlichen Aktivitäten, in literarischen, behördlichen und auch politischen Belangen. Vielleicht kann auch dadurch zum Abbau von Fremdheit und feindseliger Abgrenzung beigetragen werden.

Ich bin davon überzeugt, dass wir Autorinnen und Autoren trotz möglicher Stolpersteine, mit denen man immer rechnen muss, im Rahmen des Österreichischen Schriftstellerverbandes zum individuellen und zum allgemeinen Nutzen weiterhin auf einem guten Weg sind, besonders wenn wir auf möglichst viele Ressourcen, auch bei und in uns selbst, zurückgreifen können.

Dr. Sidonia Binder

Vorsitzende

## **Änderung im Vorstand des Österreichischen Schriftstellerverbandes**

Da der erste Rechnungsprüfer Alexander Hacker (Stephan Denkendorf) kurz nach der Generalversammlung und der Wahl zum neuen Vorstand sein Amt aus privaten Gründen zurückgelegt hat, wurde in der Vorstandssitzung vom 11. August 2009 beschlossen, Elfriede Bruckmeier zur 1. Rechnungsprüferin vorzuschlagen. 2. Rechnungsprüferin ist Susanne Moser-Zweymüller. Die offizielle Bestätigung dieses Wechsels wird laut Statuten in der nächsten Generalversammlung stattfinden.



# Bringen Sie Meister

Wir übernehmen Alte Meister, Gemälde  
des 19. Jahrhunderts und der Klassischen  
Moderne, zeitgenössische Kunst,  
Antiquitäten und Jugendstilobjekte.  
Kostenlose Schätzung und Beratung.  
Information & Terminvereinbarung:  
T. +43 1 532 42 00, [office@imkinsky.com](mailto:office@imkinsky.com)

Egon Schiele, *Stehendes Mädchen*  
verkauft um € 400.000

# im Kinsky

Kunst Auktionen GmbH, A-1010 Wien, Palais Kinsky, Freyung 4  
T+43 1 532 42 00, F+43 1 532 42 009, [office@imkinsky.com](mailto:office@imkinsky.com), [www.imkinsky.com](http://www.imkinsky.com)



## Rezensionen

Von unseren Autorinnen und Autoren gibt es wieder an die drei Dutzend Neuerscheinungen. In bemerkenswerter Vielfalt präsentieren sich intensiv verdichtete und höchst atmosphärische Lyrik neben politisch-historischen Essays, heitere Anekdoten und magische Erzählungen neben großen Reise- und Familienromanen. Wie gewohnt werden die Bücher durch die Rezensionen anderer Mitglieder vorgestellt. Die Reihung erfolgt alphabetisch. Die spannenden und oft auch überraschenden Interpretationen mögen Sie anregen und neugierig machen. Die Rezensionen sind in der jeweils individuellen Rechtschreibung der Rezensentinnen und Rezensenten verfasst.

### Georg Bydlinski

#### JAHRZEHNTE SCHNELL

#### 60 Gedichte aus 30 Jahren

Edition Razamba, Boppard,

Frankfurt 2009

ISBN 978-3-941725-03-4

Bei Angehörigen meiner wie auch der nachfolgenden Generation weckt der Name Bydlinski schöne Kindheitserinnerungen. Schließlich war es dieser Autor, von dem man gelernt hat, dass man „Lama“ auf „Pyjama“ reimen kann, dass jedes Ding, und sei es noch so unscheinbar, träumen kann und dass Freunde eigentlich immer wichtig sind. Unrettbar erwachsen geworden, verlieren

viele, allzu viele den Zugang zur Poesie und lesen keine Gedichte mehr. Die Poesie erscheint ihnen wie ein verschlossenes Zimmer. Sie stehen vor den Türen zu diesem Zimmer – es sind ihrer viele – und können keine einzige davon öffnen, da sie sämtliche Schlüssel verloren haben.

Kein Wunder, dass auch jemand wie Georg Bydlinski den meisten Menschen, die ihn als Kinder gelesen haben, heute, da sie erwachsen sind, unzugänglich geworden ist. Von seiner Lyrik für Erwachsene jedenfalls weiß, wie mir scheint, nur ein vergleichsweise kleiner Kreis von Fachleuten und passionierten Leserinnen und Lesern. Darüber hinaus teilt er das Los nahezu aller vielseitigen Autoren: Seine Zeitgenossen, zur Vereinfachung erzogen, suchen sich eine Seite aus und ignorieren, so gut es geht, alle anderen.

Vielseitig war er bereits mit 25 Jahren, als Debütant. Weder hat er sich, wie dies gar nicht selten geschieht, nach jahrelanger Produktion von „schöner Literatur“ auf das Kinderbuchschreiben verlegt noch umgekehrt mit Kinderliteratur begonnen, um dann irgendwann „höher hinaus“ zu wollen, sondern von Anfang an beide Felder bestellt: jenes für Kinder, jenes für Erwachsene, und beiden bis zum heutigen Tag die gleiche Bedeutung zugemessen und die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet. Das hat nicht nur Kinderbucherfolge wie „Der Zapperdockel und der Wock“ gezeitigt, sondern auch ein umfangreiches, vielschichtiges poetisches Werk. In seiner beeindruckenden Spannweite reicht es von religiöser Lyrik („Distelblüte“, 1981) bis zu politisch-zeitkritischen Stenogrammen, wie sie der Band „Im Halblicht“ von 1991 enthält. Manches in diesem Werk ist Variation, nichts jedoch Wiederholung. Wer so wie er früh bereits eine eigene lyrische Gangart gefunden hat, muss sich nicht jedes Jahr – oder jeden Bücherherbst – neu erfinden, kann es sich erlauben, nach und nach neues Terrain zu betreten, ohne dort gleich aus dem Schritt zu kommen und sich selbst aus den Augen zu verlieren.

Was Verlage anbetrifft, war Bydlinski, der Lyriker, nicht gerade vom Glück verfolgt. Als der altehrwürdige Herder-Verlag sich aus Wien – und damit auch aus der Belletristik – zu-

rückzog, verlor er seine bis heute vielleicht wichtigste Heimstätte. Eine zweite Heimat fand er, nach einem kurzen Intermezzo mit dem Band „Wintergras“, 1995, in der Edition Umbruch, einem Mödlinger Autorenverlag, an dessen Gründung und Aufbau er beteiligt gewesen war, schließlich in der Wiener Edition Atelier, wo man lange Zeit für Lyrik nicht nur ein offenes Ohr, sondern auch viel Platz im Verlagsprogramm übrig hatte. Seit Jahr und Tag jedoch macht dieser Verlag ernsthafte Anstalten, sich aufzulösen und von der Bildfläche zu verschwinden, und infolgedessen sah sich Bydlinski neuerdings gezwungen, auf Herbergssuche zu gehen. Fündig wurde er im Rheinischen, in Boppard, wo Martin Ebbertz seine kleine, aber feine Edition Razamba betreibt. Dort ist nun, drei Jahre nach seiner „Schattenschaukel“, ein neuer Gedichtband erschienen, in den mit Bedacht und in strenger Auswahl viel Altes, Vergriffenes aufgenommen wurde – insgesamt sind es, wie schon der Untertitel verrät, 60 Gedichte aus dreißig Jahren, chronologisch gereiht –, eine Publikation, die sich zweifellos gut dazu eignet, mit der Sprache und Bilderwelt dieses Autors nicht nur erste Bekanntschaft zu machen, sondern auch gleich Freundschaft zu schließen.

So gut wie alle zentralen Gruppen und Partien seiner Lyrik lassen sich darin wiederfinden. Da ist einmal die Gruppe der, wie ich sie nennen möchte, „Haus- & Familiengedichte“, die den familiären Alltag einfangen und reflektieren und von großer, inniger Zuwendung und Zuneigung geprägt und getragen sind, z. B. „Für ein Kind“, „Sohn“, „Schatten – Für Birgit“, „Christian im Schnee“, „Krank sein“, „Abfahrt zum Schulschikurs“; sodann die lyrischen Mitbringsel von Reisen, insbesondere von den vielen Lesereisen, die Bydlinski jahraus, jahrein, mit dem Gitarrenkoffer und einem Koffer voller Bücher in der Hand, landauf und landab, von Schule zu Schule unternimmt, z. B. „Fahrtspiele“, „Kohélet auf dem Kölner Dom“, „Hartberg“, „Hotel Sonne“; des Weiteren eine Gruppe von Gedichten, die ich als „Einübungen in die Stille, in das gestillte, gesättigte Schauen“ bezeichnen möchte, z. B. „Elementar“, „Im Dunkeln“, „Lichteinfall“, „Nature vivante“, „Mündung“, „Leuchtkäfer“, „Septembertag“ und schließlich Reflexionen über das eigene Schreiben, in denen der enge, der intuitiv erahnte und erfasste Zusammenhang von Text und Welt, von Silbe und Samenkorn, Atem und Brandung, Herzschlag und Stundenschlag thematisiert wird. Besonders exemplarisch hierfür ist das Gedicht „Metrik“:

„Das rhythmische Klappern / des Krückstocks // das Ticken im Getriebe / des Straßenbahnzugs // kaum hörbares Weiterrücken / eines Sekundenzeigers // Klopfen von Fensterläden / bei Wind // das Surren des Kühlschranks / in sehr großen Abständen // das Atmen des tief / schlafenden Kinds // der Specht vor dem Fenster / wieder und wieder // lehren mich täglich / die Metrik.“

Bydlinski schreckt, wie sich an diesem, aber auch an vielen anderen Beispielen zeigt, keineswegs davor zurück, die Dinge, selbst die alltäglichsten, bei ihren Namen zu nennen und deutlich zu werden, doch wird er deshalb niemals plakativ. Seine Texte sind leicht zugänglich, sind einfach, aber niemals simpel. Seine Hauptarbeit, sein Tagewerk als Dichter besteht im Wesentlichen darin, „einen Blick“ zu suchen, „der frisch bleibt / und alles verbindet“ (wie es in einem Gedicht des hier bereits erwähnten Bandes „Wintergras“ heißt), inmitten des größten Lärms die Stille zu ernten, sie einzubringen in die Scheuer des Gedichts und dabei Schauen, Sprechen und Schweigen immer wieder und wieder neu zu erlernen.

Der Untertitel des neuen Gedichtbandes von Georg Bydlinski „60 Gedichte aus 30 Jahren“ verdeutlicht bereits eine temporäre Langsamkeit, eine Eigenschaft, die der Dichtung grundsätzlich ureigen ist. Mathematisch gesehen sind es de facto 2 Gedichte pro Jahr, die uns Bydlinski in diesem Band zugesteht.

Seine Gedichte zeichnen relativ dezente und genaue Bilder, wie es zum Beispiel das titelgebende Gedicht „Tiefe Wurzeln“ aus dem Jahr 2005 mit einer bescheidenen Gemächlichkeit zelebriert: „Baum / dicker Stamm abgeknickt / knapp über dem Boden // schräg über den schmalen / Waldweg wachsend / als wolle er // jahrzehnteschnell / irgendwo / hin“.

Georg Bydlinski ist ein geduldiger Beobachter, seine Gedichte sind ein Ruhepol in unserer schnelllebigen Zeit. Hier wird nicht gehastet, kein moralischer Fingerzeig belastet das Leseerlebnis. Eine wohltuende, behutsame Auswahl an Gedichten aus 30 Jahren, die in keiner Lyriksammlung fehlen sollte.

Rudolf Kraus



## **Manfred Chobot**

### **BLINDER PASSAGIER NACH PETERSBURG**

#### **Essays und Interviews**

edition lex liszt 12, Oberwart 2009  
ISBN 978-3-901757-90-7

Politik ist ihm so wichtig wie Kunst. Eine Aussage, die Manfred Chobot nicht nur im Briefzitat mit Alfred Hrdlicka verbindet. Und Politik, im engeren und weiteren Sinne, vom permanenten Anliegen, lebbar konstruierte Strukturen für das Zusammenleben von Menschen zu relativieren, bis zum satirischen Umgang mit der *conditio humana*, ist der weite Raum, in dem Chobots vielgestaltige

literarische Werk immer schon wurzelt und wächst. Von den sechzehn in diesem Buch gesammelten Essays und Interviews sind im engeren Sinne mehr als die Hälfte diesem Raum zuzurechnen, im weiteren Sinne alle. Seine zitierende und dokumentierende Erzählweise ist das Produkt vielfältiger Recherchen und Begegnungen.

Die Poesie, ein nur scheinbar versteckter literarischer Aspekt bei Manfred Chobot, wird hier im Beitrag über Christian Loidl, „Poesie als Schamanismus oder Schamanismus als Poesie“, weit über den Titel hinaus deutlich: „... er erhebt das Experiment zum Stilprinzip, um in neue, ungeahnte literarische Dimensionen einzudringen. Das Bewusstsein laufen lassen und zugleich in den Griff bekommen (...) Als Unbeteiligter und zugleich Involvierter ...“ Doch die reale Sicht auf die Dinge und das aktuelle Geschehen erzeugen Bitterkeit und Beklemmung.

Auch die tragische Existenz des 1941 verstorbenen Schriftstellers Arthur Holitscher wird berührend lebendig in „Der vergessene Autor“. Trotz zahlreicher anerkannter Bücher, wie etwa „Der Golem“, machte er sich zum Außenseiter: „Jede Gemeinschaft belehrte mich, daß ich zu keiner gehörte.“, schrieb er und: „Es gibt für einen bewußt lebenden Menschen aber nichts Schmerzhafteres als wach zu sein. Die meisten Menschen werden es nie ...“ Er inspirierte Franz Kafka, war betroffen von Karl Liebknechts Äußerung: „In der Periode des unerbittlichen Kampfes ist der Intellektuelle Ballast“. Robert Musil hielt die Grabrede. Sein Grab verfiel.

Chobots bekannt intensiver Zugang zur bildenden Kunst wird hier in diesem Band in mehreren, sehr persönlichen Beiträgen deutlich. Es sind Einblicke in dynamisch wachsende Freundschaften und gemeinsame künstlerische Tätigkeiten. Es ist besonders die nicht immer einfache, impulsreiche Zusammenarbeit mit Alfred Hrdlicka: ein unter Strapazen zustande gekommenes Werkverzeichnis, zahlreiche Artikel über ihn und die Unterstützung der „Gegen-Seessionisten“. Die daraus folgenden, vielschichtigen Erkenntnisse waren prägend.

Die divergierenden Wahrnehmungen in der Kunst eines Grafikers, eines Fotografen, bzw. Fotoretuscheurs und eines Musikers werden zum Spannungselement im Abschnitt über Karl Anton Fleck, von dem auch das Coverbild des Buches stammt. Inmitten von Beiläufigkeiten und tagebuchartigen Reminiszenzen finden sich, nicht nur hier, Aussagen wie Kondensationskerne: „Man kann das Porträt nicht ausschließlich den Fotografen überlassen.“ „Die Abbildung erweitern, zu sehen, was sich dahinter befindet (...) den Charakter mit abbilden“. Dann die Zitate des Aktionskünstlers Wolf Vostell über die unterschiedliche Bedeutung von Happening und Fluxus. Und schließlich die verbale Lebensskizze des Malers Othmar Zechyr und seiner Eigenheiten.

Verblüffend dargestellt sind die literarischen Besonderheiten von Max Riccabona, „in dessen Erzählweise sich die Tendenz verbirgt, das Ende zu vermeiden, weil es keines gibt ...“

Dem längst bekannten Anliegen der Entstigmatisierung psychisch Kranker wird in zwei umfangreichen Beiträgen Raum gegeben: „Schrift als Äußerung und Ornament“ und „Die Gugginger Künstler“.

Manfred Chobots gekonnte Fragestellung initiiert in Kürze klare Aussagen zu komplexen politischen Ereignissen wie etwa im Gespräch mit Jorge Semprún. Die Rolle der Sowjetunion im Spanischen Bürgerkrieg, die Entwicklung der KP und die Abkehr von ihr werden nachvollziehbar. Politik und Literatur verhalten sich auch laut Semprún „immer in einem Spiel von Wechselwirksamkeit“.

Die Erzählung „Die Bronnen's“ breitet eine familiäre, wie politisch-literarische Verflechtung innerhalb dreier Generationen aus, geprägt durch die Atmosphäre der früheren Jahrhundertwende. Die prägnante Zitatwahl macht den großen ereignisreichen Bogen ohne Langatmigkeit möglich. Präzise dargestellt sind auch die biographischen Winkelzüge Richard Billingers, ein Dichter als „unverschämter Plagiator“. Carl Zuckmayer, der einige Zeit befreundet mit ihm war, wendet sich von ihm als Nazi-Dichter ab.

Eine essayistische und literarhistorische Kostbarkeit ist Manfred Chobots Beitrag über das Hörspiel. Er entwickelt die Befreiung und Verselbständigung des Hörspiels aus der engen Kategorisierung früherer Jahrzehnte. Neu zu sehen ist das Wort als Anreger der Phantasie in Fragmenten oder hörbaren Gesamtszenen, oder es ist ein „Schallspiel“ nach Paul Pörtner, in dem es über bloße Geräusche hinaus zur künstlerischen Formalisierung kommt. Erfreulich ist die genaue Differenzierung aller Arten akustisch-literarischer Darstellungen und ihrer Eigenständigkeit.

Nicht zuletzt wird in diesem Umfeld Christine Nöstlingers Werk und auch ihre Vermittlerrolle zwischen den Generationen als Bereicherung der Kinder- und Jugendliteratur in Wort und Ton gewürdigt.

Und es entsteht die Erkenntnis: Wer künstlerisch tätig ist, schreibt, malt, in Stein und Schall gestaltet, wird – und das ist die Verbindung zur Politik – auf irgendeine Weise vom Menschen zum Mitmenschen.

Der titelgebende Essay ist eine umfangreiche, perspektivische Abhandlung über Franz Jung, der im April 1920 als blinder Passagier auf dem Fischdampfer bei der Ausfahrt vom Hafen Cuxhaven eine Kursänderung nach Russland erzwingt. Als Delegierter der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands ist er unterwegs, um Lenin von der Lage in Deutschland zu berichten. Die Anliegen der KPD und der KAPD und die darauf bezogene Schrift Lenins „Der linke Radikalismus, die Kinderkrankheit des Kommunismus“ liegen dem höchst interessanten, politisch differenzierten Exkurs zugrunde. Der Schriftsteller Franz Jung wird, geprägt durch Flucht, Gefängnis und politische Niederlage, in seiner Ambivalenz dargestellt. Den Lesern gegenüber gehässig, publiziert er doch. „Ein spröder, widersprüchlicher Mensch, der die Provokation genoss, weil er sich dadurch selbst ständig in Frage stellte“.

In der permanenten Suche nach tragfähigen Utopien für eine gerechtere Welt ist es die starre Intensität, die oft umgekehrt proportional zum positiven Ergebnis steht. Doch die Auseinandersetzung mit den vorliegenden Essays lohnt sich in jedem Fall.

Sidonia Binder



## **Manfred Chobot**

### **REISE NACH UNTERKRALOWITZ**

#### **Roman**

**Limbus Verlag, Hohenems 2009**

**ISBN 978-3-902534-29-3**

Von der Reise ins Ich

Mit „Reise nach Unterkralowitz“ legt Manfred Chobot einen Roman des 20. Jahrhunderts vor. Das entspricht nämlich in etwa der Zeitspanne, die von den vier behandelten Generationen ausgefüllt wird. Der Verlag spricht von einem Familienpanorama, in dem allerdings nur die Männer zu Wort

kommen und die Erzählung somit aktiv gestalten. Kurz umrissen geht es da um den Großvater Franz Johann Chudy, den Vater Franz (Franzl) Chudy, dann den eigentlichen Protagonisten und primären Erzähler sowie dessen Sohn Tobias, der noch Säugling ist und mit mehreren Kose- und Spitznamen von Fuzzi und Quäko bis Ügl-Ü bedacht wird.

Die Fabel wird in der ersten Person erzählt: hauptsächlich vom Protagonisten, der zum Unwillen der Eltern Schriftsteller wurde, zeitweise aber auch vom Vater Franz Chudy. Der daraus folgende wiederholte Perspektivenwechsel wird lediglich durch einen neuen Absatzbeginn angedeutet, und die Frage, wer jetzt gerade spricht, klärt sich anhand des Inhalts und der leicht erkennbaren zeitlichen Zuordnung. Wenn der Großvater selbst zu Wort kommt, was durchaus geschieht, dann in Form von Briefen, die er aus dem Ersten Weltkrieg und aus der Kriegsgefangenschaft an seine Familie geschickt hat, sowie im Kriegstagebuch. Diese Briefe sind gleichzeitig die letzten Lebenszeichen und ein Anlass für den Ich-Erzähler, diesem unerreichbaren Großvater näherkommen zu wollen.

Einiges in diesem Roman legt nahe, dass Manfred Chobot eine Menge Autobiografisches in den Text packte. Diesen Schluss legt auch das Titelbild nahe, das eine alte Fotografie des Greißlerladens von Antonia Chobot zeigt, in Analogie zum Geschäft der Antonia Chudy im Buch. Ähnlich die Widmung, denn das Buch ist dem Andenken an den Großvater zugedacht. Chudy also gleich Chobot? Die witzige Deutung des Namensursprungs im Buch, dass Chudy

nämlich entweder aus dem Tschechischen stamme oder von den Hugenotten aus dem Französischen mitgebracht wurde, ließe sich auch auf Chobot anwenden. Wie viel Autobiografisches nun tatsächlich in diesem Roman steckt, kann (und will?) wohl nur der Autor selbst beantworten. Die Lektüre versieht dieser Umstand jedenfalls mit einem zusätzlichen prickelnden Spannungsmoment, denn einprägsame Sätze des Großvaters, die beruflichen Aktivitäten des Vaters während der nationalsozialistischen Annexion und die Wickelerlebnisse des Erzählers mit seinem Baby können der persönlichen Familiengeschichte des Autors entspringen.

Natürlich enthält der Roman auch eine Menge Humor. Als Auslöser dienen die zahlreichen Erlebnisse des frischgebackenen Vaters, etwa bei der formellen Anerkennung der Vaterschaft: „Rechtsbelehrt habe ich dich als meinen Sohn anerkannt, wodurch du einen Vater erhalten hast. Sodann griff der Beamte zum dokumentenechten Kugelschreiber und tat es mir gleich, wobei er durch seine Unterschrift – im Gegensatz zu mir – nicht Vater wurde.“ Und hinsichtlich der bekannten Diktatorallüren des Sprösslings heißt es: „Behandeln Sie Ihr Baby wie einen Gast, habe ich in einer Zeitschrift gelesen. Witzbolde. Wenn sich ein Gast dermaßen aufführt, schmeiße ich ihn hochkant hinaus.“

Den Großvater hätte der Schriftsteller-Protagonist also gerne persönlich kennengelernt. Doch er starb noch in Kriegsgefangenschaft. Großmutter Antonia entwickelte sich nach dem Verlust ihres Mannes zu einer starken Persönlichkeit – überstark für den Sohn –, weil sie in einer Zeit, in der soziale Unterstützung bestenfalls die ersten Gehversuche unternommen hatte, einfach überleben und ihre beiden Kinder durchbringen musste. O-Ton: „Großmutter blieb bis zu ihrem Tod Witwe und Herr im Haus.“

Die Geschichte des Erzählers ist eine Forschungsreise in die Vergangenheit, konkret ins Leben der Eltern und Großeltern, sowie eine Auseinandersetzung mit dem neuen Leben, mit den Bedürfnissen und Entwicklungsforschritten des neugeborenen Sohnes Tobias. Diese Forschungsreise hat zwangsläufig viel mit der österreichischen Zeitgeschichte zu tun: vom Ende des Vielvölkerstaates über die Erste Republik und die Katastrophe der Naziherrschaft hin zur heutigen Zweiten Republik. Während der Großvater noch in einer intakten Welt eines europäischen Großreiches aufwuchs und seine Schlosserlehre beendete, zerrissen der Erste Weltkrieg und die Kriegsgefangenschaft alle bewährten Muster. Franz Chudy Junior lebte von verschiedenen Jobs, vom Claqueur im Theater über den Schuhpastaverkäufer hin zu diversen wirtschaftlich orientierten Bürojobs unter den Nazis; auch das Einrücken als Infanterist der großdeutschen Wehrmacht blieb ihm nicht erspart. Die Ehe der Chudys darf aufgrund zahlreicher kleiner Hinweise als unglücklich gelten, und das Verhältnis des Protagonisten zu seinen Eltern ist zumindest distanziert. Der Versuch, jene Orte im nunmehrigen Osteuropa aufzusuchen, die wichtige Meilensteine seiner Familiengeschichte darstellen, ist wohl ein Versuch, die Distanz zur eigenen Herkunft aufzuheben oder zumindest zu verringern. Unterkralowitz, heute Dolní Kralovice, steht symbolisch für – eine emotionale – Heimkehr.

Die sich festigende Beziehung zwischen Vater und Sohn Tobias ist geradezu ein Gegenpol zu den befremdenden Beziehungen der Vergangenheit, wo etwa Eheleute, wie die Großeltern, einander siezten. Und die beschriebenen Erfahrungen mit der Säuglingsbetreuung lassen immer wieder schmunzeln; bei den meisten von uns weckt es Erinnerungen, wenn es etwa heißt: „Seit gestern unterscheidet Quäko zwischen Vater und Mutter. (...) Er nuckelt keinen Lutschnelk mehr an meiner Brust oder meinem Oberarm, sondern wartet unwirsch brüllend auf den Busen der Mutter. Er hat begriffen, dass Milch bei mir nicht

fließt.“ In einem fast naiv wirkenden Ton entsinnt sich der Erzähler dann der eigenen Kindheit, spricht von Erlebnissen, die sich ins Gedächtnis prägten, weil sie in dem Jungen von damals starke Gefühle auslösten. Kindheiterlebnisse, die sich wiederum in vielfältiger Weise in den geschichtlichen Hintergrund einfügen.

Österreichische Historie auch als Abbild im Wandel der gesellschaftlichen Realität: das multiethnische Großreich und ein Großvater, der sich bisweilen als Philosoph entpuppt; die Erste Republik, ihr Einmünden in die völlige Staatsauflösung unter den Nazis und ein Vater, der sich so recht und schlecht durchs Leben schlägt und erst spät sein Kind bekommt; die Zweite Republik, die Besinnung auf eine kleine Welt, die Entdeckung des Vaterseins und ein Erzähler, der einerseits das Dunkel der Familiengeschichte ergründet und andererseits Freude am Staunen hat, welches das allmähliche Ergünden der Umwelt seines kleinen Kindes auslöst. Das Kriegstagebuch, das der Schriftsteller-Protagonist bei öffentlichen Veranstaltungen eigentlich gerne vorträge, nimmt gegen Ende mehrere Seiten des Buches ein: Berichte aus den Kriegsjahren des Ersten Weltkrieges, sehr Persönliches verwoben mit einem der einschneidendsten Umbrüche der europäischen Geschichte.

Klaus Ebner



**Manfred Chobot (Hrsg.)**  
**GENIE & ARSCHLOCH**  
**Licht- und Schattenseiten**  
**berühmter Persönlichkeiten**

Molden Verlag,  
Wien, Graz, Klagenfurt 2009  
ISBN 978-3-85485-234-6

In einem seiner letzten Interviews gab Oskar Werner auf die Frage, warum er sich denn seinerzeit geweigert habe, in einer großen, prominent besetzten europäischen Filmproduktion den Richard Wagner zu spielen, prompt zur Antwort: „Weil ich Wagner hasse wie die Pest!“ Für diesen Hass, der keinen Widerspruch duldete, hatte er auch umgehend eine Erklärung parat: Der Komponist der „Meistersinger“

sei nun einmal „ein richtiger Schweinehund“ gewesen, der alle Menschen in seiner Umgebung skrupellos ausgenutzt habe.

Sinnigerweise steht am Ende des vorliegenden Sammelbandes mit einschlägigen Texten zu einschlägig bekannten Persönlichkeiten ein Beitrag über Richard Wagner, verfasst von der langjährigen Ö1-Moderatorin Friederike C. Raderer, und was darin an Episoden aus Wagners „Heldenleben“ erzählt und an unschönen Details angeführt wird, gibt Oskar Werner nachträglich recht, und das doppelt und dreifach. Allerdings ist der Titel dieser 280 Seiten starken Anthologie nicht „Genie und Schweinehund“, sondern, noch um einiges griffiger und angriffiger, „Genie und Arschloch“, und mit letzterem ist selbstverständlich nicht das „Herzbrüderlein Popo“ gemeint, das Peter Hammerschlag so rührend und unvergesslich komisch bedichtet hat, sondern jener Mr. Hyde wie auch jene Mrs. Hyde, der und die offenbar in jeder und in jedem noch so genialischen Dr. Jekyll verborgen ist und über kurz oder lang zum Vorschein kommt, mit mehr oder weniger schrecklichen Folgen.

Die Reihe größtenteils bedeutender und prominenter, samt und sonders aber zwiespältiger oder zumindest umstrittener Figuren der Kultur- und Geistesgeschichte, die hier besichtigt und unter die Lupe genommen werden, reicht von Kandinsky und Picasso über die

Dioskuren Beauvoir & Sartre und deren Cour d'amour bis hin zu Karl Valentin und dessen bisweilen höchst zweifelhaften „practical jokes“. Unternommen werden diese Besichtigungen zumeist in Form von essayistischen Porträts, abgefasst in einer halb literarischen, halb populärwissenschaftlichen Sprache (beide Attribute bitte nicht als Schimpfworte zu verstehen!), und in einem Umfang von jeweils knapp zehn Buchseiten. Den Porträts vorangestellt ist eine grundlegende Reflexion des Wiener Kultur- und Literaturwissenschaftlers Wolfgang Müller-Funk, gelehrt und gelehrig wie alles, was man von diesem Autor zu lesen bekommt.

Die meisten der hier versammelten Texte waren ursprünglich als Vorträge konzipiert, und dieser Umstand kommt ihnen durchaus zugute, denn wer sich an eine Hörerschaft wendet, ist zur Klarheit und Stringenz gezwungen, kann sich kaum Ornamente und keine leeren Meter leisten. In Büchern kann man sich, wenn einem danach ist, verzetteln, in einem Vortrag gilt es, einen bestimmten Gegenstand zu vermitteln. So ist die Sprache dieses Buches im besten Sinne des Wortes eine Vortragssprache; es dokumentiert – ohne diesen Umstand sonderlich zu betonen – ein gleichnamiges zweitägiges Symposium, das Ende Jänner 2008 im Wiener Literaturhaus stattgefunden hat. Ideengeber und Initiator war Manfred Chobot, und von allem Anfang hatte er auch eine Drucklegung, eine Publikation größeren Stils im Sinn und im Auge – und schließlich das Glück, im Molden Verlag dafür einen passenden Partner zu finden.

Die von ihm herausgegebene erweiterte Nachlese und Zusammenfassung jener beiden Abende vor bald zwei Jahren ist eine Publikation, die sichtlich weder Resteverwertung noch Verlegenheitslösung ist, sondern eine sorgfältig gestaltete, im weitesten Sinne des Wortes – und trotz des analen Elements in seinem Titel – „kulinarische“ Anthologie, ein Lesebuch zum Schmökern und Kreuzundquerlesen, eine Publikation, die, wer weiß, vielleicht sogar der Auftakt zu einer Reihe sein könnte.

Dass sich nicht alle der insgesamt 15 Beiträge auf demselben Niveau bewegen, versteht sich von selbst. Manches ist ebenso aufregend wie aufschlussreich, ich denke da vor allem an Helmut Rizys fundierten und glasklar ausformulierten Beitrag über den heute kaum mehr bekannten Wiener Komponisten Hans Rott, Ludwig Lahers kleine Studie über die Abgründe Franz Stelzhamers oder Rolf Schwendters Miszelle „Die Verschlagenen“, eine Gegenüberstellung von Rimbaud und Claire Goll; manches ist ebenso komisch wie ernüchternd – so der Beitrag des Herausgebers Manfred Chobot über Billinger als Radikal-Plagiator oder die Valentin-Episode „Tücken im Reich des Blödsinns“ aus der Feder seiner Biographin Monika Dimpfl.

Ein wichtiger und weitgehend eigenständiger thematischer Strang innerhalb des Gesamtthemas ließe sich „Weibliche Genies und ihre männlichen Ausbeuter und Verhinderer“ überschreiben. In diesem Zusammenhang stehen Judith Gruber-Rizys Essay über die unbedankte „schreckliche Treue“ und aufopferungsvolle Liebe der Malerin Gabriele Münter zu dem Egomanen Wassily Kandinsky – ein Kapitel, das gerne verschwiegen wird, wenn vom „Blauen Reiter“ und der künstlerischen Avantgarde von anno dazumal die Rede ist – sowie Hilde Schmölzers Nachbetrachtungen zu dem offenbar unerschöpflichen Thema „Brecht und die Frauen“.

Äußere und innere Gestalt des Buches sind ansprechend, über kleinere sprachliche Schnitzer dort und da – etwa ein „verholffen“ ohne dazugehörigen Dativ, ein „schamlos ausgenützt“ dort, wo davon die Rede ist, dass jemand schamlos ausgenutzt wurde – kann man getrost hinwegsehen. Als Geschenksbuch eignet es sich auf jeden Fall; es muss ja nicht gerade der Geburtstag sein.

Christian Teissl



## **Johannes Diethart**

### **WARTEN SIE MIT MEINER HINRICHTUNG, DANN BRAUCHEN SIE MICH NICHT ZU REHABILITIEREN!**

#### **Aphorismen**

**Österreichisches Literaturforum,  
Weißkirchen in der Wachau, Wien 2009  
ISBN 978-3-900860-35-6**

Rund 50 Seiten mit Aphorismen warten auf die Leserin und den Leser; bei einer Durchschnittszahl von 7 Aphorismen je Seite sind das 350 Provokationen, Aha-Erlebnisse, Freudenspender durch geistreiche Metaphern, verdichtete Ergebnisse von Nachdenkprozessen, Spontan-Einfälle eines Belesenen, dem der Fundus gediegener Kenntnis-Architektur zu Gebote steht.

Der Leiter eines Verlags mit bisher über 130 Buchveröffentlichungen, der einige Jahre Chefredakteur der mittlerweile aus finanziellen Gründen eingestellten verdienst-

vollen Zeitschrift „Literatur aus Österreich“ war, Niederösterreich-Kultur-Mitgestalter von Krems und Wösendorf aus („Die Rehabilitierung des Jahres: Die Wachau ist besser als ihr Ruf. Nur ein Bürgermeister vergiftet.“), ausgebildeter klassischer Philologe und Byzantinist, langjähriger Mitarbeiter der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Projektleiter eines Lexikons der lateinischen Lehnworte in den griechischsprachigen dokumentarischen Texten Ägyptens mit Berücksichtigung koptischer Quellen, ist vom Studium und den Befassungsgebieten seines wissenschaftlichen Wirkens her gewiss ein Unzeitgemäßer, einer, der nicht zu optimaler merkantiler Verwertbarkeit des sich angeeigneten Bildungsgutes hin tendiert, sondern zu dem, was von Utilitaristen bisweilen als überflüssig beurteilt wird.

Johannes Diethart besitzt dennoch Klarsicht auf das Aktuelle und Gegenwärtige, wahrscheinlich mehr als einer, der in das Strampeln nach Augenblickserfolgen und Vortäuschungen und Blendungen verwickelt ist. Er hat einen wachen kritischen Blick auf Phänomene wie Mobbing und durch Paranoia verursachte Angstbeißerei erworben.

Den slowenischen Aphoristiker Žarko Petan, dem das Bändchen gewidmet ist, nennt er als sein Vorbild, Albert Janetschek fühlt er sich wesensverwandt. Hannes Outis leitet mit einem Vorwort ein, von ihm stammen auch Gestaltung und Titelgrafik.

Seien noch zum Abschluss nach den Regeln der Aleatorik, nach dem Zufallsprinzip acht Aphorismen zitiert, das bedeutet zusammen mit der Titelpointe und dem schon erwähnten Wachau-Aphorismus einen repräsentativen Mikrozensus von fast drei Prozent:

„Nichts alles, was stark erscheint, verdient den Windhauch, der es umbläst.“ „Schriftstellerschicksal: Dafür, daß er so schlecht schreibt, wird er überraschend wenig gelesen.“ „Wenn nur das lästige Volk nicht wäre, sagen die Großkopferten, würden wir beim Regieren und Kassieren unter uns bleiben.“ „Er ist ein trauriger Mensch: Er wird die Lacher auf seiner Seite haben.“ „Mich interessieren nur Statistiken, die ich selber in Auftrag gegeben habe. Von denen weiß ich wenigstens sicher, daß sie getürkt sind.“ „Laßt mir doch meine Vorurteile, die ich mir aus meiner selektiven Wahrnehmung über Jahre hinweg mühsam zusammengestoppelt habe!“ „Ich bewundere Menschen für all das, was ich nicht kann, besonders aber für das, was auch ich kann.“ „Der Worte sind genug gewechselt, sagte er mit vollmundigem Pathos und beendete seinen Monolog.“

Alfred Warnes

Ein schmuckes Bändchen – witzig und spritzig!

Am Titelbild prangt der kleine strahlende Protagonist: „Und glauben sie ja nicht, daß einem Hund keine Gedanken durch den Kopf gehen!“ Da geht’s so richtig rund, wenn ich mich so kreuz und quer durch die Botanik der lieblichen Wachau schnüffle: Da sind einmal das Herrl und das Frauerl im idyllischen, weingeschwängerten Wösendorf, wo die beiden ihre Zelte aufgeschlagen haben (Hans Moser, schau obi!), das Landleben mit Wein (Prost!), Feuerwehr (Traritrara!) und Blasmusik (Tschindarassabumm!), aber auch dem globalisierten Proleten-Wummwumm, das meinem Herrl erheblich auf die Nerven geht. Da sind Freunde und Nachbarn mit ihren kleinen und großen – und bei Gott nicht immer spaßigen – Geschichten.

Da ist auch die „älteste Frau der Welt, die sich publikumswirksam und voluminös hat darstellen lassen, meine Freundin Venus von Willendorf, hat sich gar nicht weit von hier nach einem jahrtausendelangen Schlaf aus dem Löß ausgegraben lassen. Folgerichtig ist Charles Darwin da nicht weit und der Untergang des Abendlandes steht auch wieder bevor. Selbigen „(von der Götterdämmerung auch meines Freundes Richard Wagner einmal abgesehen) haben schon viele Weltuntergangspropheten gepredigt. Ob es diesmal so weit sein wird? Ich werde mich jedenfalls zur Sicherheit beim ersten starken Pumperer auf den Seekopf oder auf den Jauerling zurückziehen. Mit einer guten Jause, versteht sich.“

Auch sprachlich muß man schließlich mithalten – gegen die Preußenseuchler. Aus wissenschaftlichem Ethos – bin schließlich Rassehund, zitiere ich einen waschechten Sprachreiner: „Eich houm die Preißn scho uandlich ins Hian gschissn.“

Ja, im Halbschlaf neben meinem Herrl kommen mir eben Gedanken über Gott und die Welt und natürlich die Heiligen ..., „z. B. Anna Katharina Emmerich oder Padre Pio, die allein von der heiligen Kommunion gelebt haben sollen.“ Aber ich fürchte, daß wir keinen so guten Draht zum Himmel haben, daß wir dieser Gnade teilhaftig werden.

Aber da bin ich lieber Pragmatiker (ich spreche da auch für mein Herrl) und bin lieber Genießer. Vorläufig jedenfalls. Der Hl. Augustinus war ja in seiner Jugend auch kein Kind von Traurigkeit und ist erst später auf den Zug Richtung Heiligkeit aufgesprungen. Zug hat’s damals natürlich noch keinen gegeben. Das sage ich, damit Sie mich da keines Anachronismus zeihen können. Aber wenn zeitgeistige Regisseure auf der Bühne dem König Lear eine Handquassel in die Hand drücken (die Wortfäkalie Handy möchte ich nicht verwenden), dann darf der Hl. Augustinus auch ruhig auf einen Zug aufspringen (...).

Dabei hat Gott auch durchaus Gegner gehabt, die ihm (in den Augen der Menschen) ganz gehörig zugesetzt haben. Der Nietzsche zum Beispiel. Der hat Gott für tot erklärt, und viele haben es ihm geglaubt. Zum Schluß hat aber Gott gelacht. Da war nämlich der Nietzsche dann tot.

Aber Gott hat sich sogar von den eigenen Leuten einiges gefallen lassen müssen. Auf der ganzen Welt. Und immer wieder. Auch in der Alpenrepublik. Auch mit dem Kardinal Groer oder mit dem Kurtl Krenn hat er so seinen Ärger gehabt.

**Johannes Diethart**

**NICHT OHNE MEINEN HUND**

**Eine etwas andere  
Hundegeschichte**

**Österreichisches Literaturforum,  
Weißkirchen in der Wachau,  
Wien 2009**

**ISBN 978-3-900860-36-3**

Das erzähle ich deswegen, weil mein Herrl den Bischof Krenn gekannt hat, wie er noch Professor in Regensburg gewesen ist. Später aber hat er dem lieben Gott Vorschriften gemacht. Der hat ihn aber dann in Pension geschickt. Jetzt ist es ziemlich still um ihn geworden. Um den Krenn. Nicht um Gott. Der da oben hat offensichtlich doch immer noch den längeren Atem.

Obwohl da noch so viel zu berichten wäre – von politischen Visionen, der großen Koalition, vom Nadelstreif-Elsner und der Pisa-Lisa, vom Rechtschreibpfusch, von Klaus Buhmann, den Fastfooddeutschen und vom Marillenschnaps – soll jetzt aber nichts mehr verraten werden aus meinem vergnüglichen Hundeleben im idyllischen Wösendorf, das, wenn Sie mich fragen, längst reif ist für den Friedenspreis des österreichischen Weinhandels.

Lesen Sie doch selbst – es lohnt sich.

Hilde Langthaler



**Klaus Ebner**

**VERMELLS / RÖTEN**  
**(katalanisch/deutsch)**

SetzeVents, Urús 2009

ISBN 978-84-92555-10-9

Ebners zweisprachiges Werk (übrigens nicht sein erstes im Original auf Katalanisch veröffentlichtes) beginnt gleich mit drei lateinischen Zitaten von Ennius, Catull und Ovid, was man als Hinweis auf die lateinischen Wurzeln seiner Wahlsprache deuten könnte.

Die Vorliebe des Philologen zum „Català“ mag vielleicht auch der Auseinandersetzung mit der Romanistik zu danken sein, ist doch dieses Idiom nichts weniger als eine Brückensprache zwischen Galloromanisch und Iberoromanisch und somit ein lebendiges Stück Sprachgeschichte.

Doch zurück zum Text: Dieser Gedichtzyklus beginnt und endet mit dem Wort „Genesis“. Dieser Umstand verweist zum einen auf die symbolisch-mystischen Deutungen der roten Farbe als Feuer und Blut (mit allen darin liegenden Assoziationen von Zerstörung und Lebenskraft, Tod und Geburt), zum anderen aber auf den überlegten und symmetrischen Aufbau des Buches.

Nicht umsonst entstanden sinnreiche Formspiele wie die sogenannte „Glosse“ auf der iberischen Halbinsel. Diese Tradition schimmert auch bei Ebners – ganz und gar zeitgenössischer – Lyrik durch. Die Gedichte dieses Buches sind wie Dominosteine aneinandergefügt, so dass das letzte Wort des einen Poems im ersten Wort des nächsten aufgenommen wird. Dass dies aufgrund der Satzstellung in der deutschen, vom Autor selbst vorgenommenen Übersetzung nicht immer aufgeht, zeigt dem Leser, dass es sich eben um eine solche handelt (die sich aber durchaus wie ein Original liest).

Die Gedichte in „Röten“ sind eigentümlich schwebende Bilder, in denen sich Sinnlichkeit und Gedankentiefe auf eigenartige Weise durchdringen, so dass die Emotion immer geistig gefiltert und der Intellekt stets emotional aufgeladen erscheint.

„Genesis des Feuers / ausgedacht / in einem tränenvollen Glas / von weit gekommen / setze ich mich / betrachte die Flammen / in meiner Hand“

„eine Hand aus Regen / voller Hitze / ein Lavastrom berührt uns / verbrennt die Haut und / läuft in einen winzig kleinen Punkt / wo / in einem Höllentanz / Kristalle ganz aus / Schnee sich Herzen“

Beispiele (natürlich) sprachlichen Humors tauchen in der Mitte des Buches auf. Hier jongliert der Autor übermütig in beiden Sprachen mit der Orthographie und zeigt zum einen, wie man erstens als Leser trotz solcher Stolpersteine den roten Faden nicht verliert, und zum anderen, wie viele Möglichkeiten in den Worten lauern und durch kleine Operationen freigesetzt werden können.

„Hauß der Vrouwden / Schlücell ewicklicher Stille / gap der Diener seines Vollks zu Protokoll / Maioritätsedickt in ferkangener Tijd / die Tolleranz war das Ehrgebnis / zidierte Saatzung dann das Kind“

Dieses vom katalanischen Verlag auch in Layout und Typographie exquisit gestaltete Werk lädt ein, Klaus Ebner auf verschiedenen in der deutschen Lyrik eher wenig betretenen Pfaden zu folgen.

Wolfgang Ratz



„bildgebendes verfahren“ betitelt Christl Grellers ihren dritten Gedichtband, der dadurch eine programmatische Vorgabe erhält. Ihre Gedichte zeigen seit jeher eine nachhaltige Mehrdeutigkeit, die sich einerseits in einer starken bildmalerischen und -gebenden Sprache und Wortwahl ausdrückt, und auf der anderen Seite methodisch das Verfahren anwendet, mit viel Feingefühl hinter die Fassade der Menschen zu blicken.

**Christl Grellers**  
**BILDGEBENDES VERFAHREN**  
**gedichte**

mit Bildern von Traute Molik-Riemer  
Resistenz-Verlag, Neuhofen/Kr.,  
Linz, Wien 2009  
ISBN 978-3-85258-181-5

Christl Grellers Gedichte besitzen aber auch die Synthese von Ernsthaftigkeit und Innerlichkeit, von Souveränität und Glaubwürdigkeit.

Zwischen den Zeilen ist so manche Traurigkeit zu spüren, die aber keineswegs bitter ist, sondern manchmal zornig laut oder beschämt leise sein kann. Das ergibt eine ungeheuerlich breite Fülle an poetischen Nuancen und Stimmungsbildern, die in manchen Gedichten mehr Fragen beantworten als sie stellen: „abendmahl“, „lebens-zeichen“, „im netz“, „die unhörbare“, um nur einige zu nennen.

Und wenn sich Ende März ein unbeschreibliches Gefühl einstellt, das uns Jahr für Jahr aufs Neue befremdet, dann versucht Christl Grellers auf diese „nirgendszeit“ eine Antwort zu finden: „zwischen zwei und drei / die nirgendszeit. / sie ist nicht. / leben angehalten, / uhren vorgestellt / und dann: / sommer.“

Wenn Sie in undurchsichtigen Momenten von Sehnsucht erfüllt sind, wenn Ihnen (jahres-)zeitliche Gefühle nicht fremd sind, und die Stille manchmal zu schreien versucht, dann sollten Sie kurz den Atem anhalten und unbedingt weiterlesen. Denn nicht nur einige preis-

gekrönte Gedichte sind hier vorzufinden, sondern auch die Bilder von Traute Molik-Riemer stellen eine wunderbare Synthese zu den Texten her. Nachzulesen im Gedicht „selbstfindung“, das folgendermaßen endet: „... mag sein, der spiegel genügt nicht. / unter die haut / musst du dir schauen, bohre / im fleisch, schlitze / dein herz auf. / manchmal / findet man sich.“ Um nun das rechts abgebildete dazugehörige Bild zu betrachten, müssen Sie das Buch zur Hand nehmen.

Rudolf Kraus



**Dietmar Grieser**  
**DER ONKEL AUS PRESSBURG**  
**Auf österreichischen Spuren**  
**durch die Slowakei**

**Amalthea Signum Verlag, Wien 2009**  
**ISBN 978-3-85002-684-0**

Wie sehr die Völker der alten Monarchie bei allen nationalen Gegensätzen Bürger eines gemeinsamen Staates waren, der ihrer Wesensart eine besondere Prägung verlieh, ist erst heute, fast ein Jahrhundert nach dessen Zusammenbruch, erkenntlich. Mit Ende des Balkankrieges der 90er-Jahre scheint die letzte blutige Auseinandersetzung zwischen zwei Völkern der Monarchie (den

Kroaten und Bosniern) einen Schlusstrich unter die dauernden Streitigkeiten der altösterreichischen Nation gezogen zu haben.

Das sind Anfangsworte, die zur Besprechung eines Grieser-Buches gar nicht zu passen scheinen. Oder doch? Ja, sogar in zweierlei Hinsicht. Einmal, weil die Slowakei und wir heute in freundlicher Nachbarschaft leben (was eigentlich schon immer der Fall war, denn während die schweren Auseinandersetzungen mit den Tschechen nicht wegzuretuschieren sind, hatte die Slowakei trotz ihrer langjährigen Staatsgemeinschaft als Tschechoslowakei im Grunde keinen Anteil daran), andererseits, weil dieses Buch mit seinen Erzählungen persönlicher Zusammenhänge zwischen Österreich und der Slowakei jede scheinheilige Nostalgie vermeidet und nachweist: den Onkel aus Pressburg gibt es wirklich.

Auf seine gewohnt liebevolle, aber nicht unkritische Art, erzählt uns Grieser einund-dreißig Geschichten von Menschen, die aus diesem sympathischen Nachbarland stammen und heute bei uns leben, und von Gemeinsamkeiten zu beider Nutzen, wie die alte „Pressburger Elektrische“, die 1914 eröffnet wurde, um die beiden so nahe beieinanderliegenden Städte noch enger zu verbinden. Er berichtet vom Thronfolger Franz Ferdinand, der in Pressburg seine Sophie als Hofdame einer deutschen Fürstin kennengelernt hat, die Frau, für die dieser bereit war, selbst auf seine Thronfolge zu verzichten und die 1914 in Sarajewo mit ihm den Tod fand.

Griesers Recherchen bringen wieder einmal die überraschendsten Tatsachen ans Licht. So etwa, dass Andy Warhol und Paul Newman Söhne nach Amerika ausgewanderter Slowaken sind. Andrej Varchola war der Name von Andy Warhols Vater. Aber auch Peter Lorre, den die US-Propaganda aufgrund seiner slowakischen Herkunft Karpatendämon nannte, obwohl er aus der Industriestadt Ružomberok (Rosenberg) stammte, ist ein Sohn dieses Landes. Franz Schmid wurde in Pressburg, Franz Lehár im Komarno (Komorn) geboren und

die Sängerin Lucia Popp aus dem kleinen Dorf Zaloska Ves kam während des Kalten Krieges unter Schwierigkeiten auf Besuch nach Wien, sang in der Staatsoper vor und wurde engagiert. Karajans Urteil: „Okay, sie soll gleich dableiben.“ Hugo Portischs Vater Emil Portisch war Chefredakteur der im Jahr 1764 gegründeten und 1929 eingestellten „Pressburger Zeitung“. Hugo wurde in Pressburg geboren. Auch der bedeutendste deutsche Verleger, Samuel Fischer, stammt aus einem slowakischen Dorf, St. Nikolaus in der Liptau, und bei dem Namen Liptau denkt wohl jeder an den Käse, dessen Zubereitung auf einer Schafalm Grieser als Gast bei freundlichen Sennern beobachten konnte.

Aber nicht nur Käse für Heurigenbesucher wurde aus der Slowakei bei uns eingeführt, auch die Schiefertafeln, auf denen bis in die zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts jedes Schulkind seine ersten Buchstaben kritzelte, stammten aus dem Schieferbruch von Marianka, und das erste Erdöl in Europa entdeckte der Bauer Jan Medler aus Gbely an der March.

Dies nur einige Beispiele, die Neugierde auf Griesers Buch erwecken sollen. Von symbolischem Wert scheint mir die Geschichte des Denkmals der Kaiserin Elisabeth in Bardejov (Bartfeld) zu sein. Dass dieses noch immer als Wahrzeichen der Stadt steht, ist deren Bürgern zu danken, die selbst in der finstersten Zeit des Stalinismus allen Widerständen und Einsprüchen zum Trotz mit Schlauheit und Zähigkeit das Denkmal der Kaiserin erhalten haben.

Heinz Gerstinger



Wie läuft das Leben ab? Wie läuft das Leben für ein Kind ab? Mit „Drift“ entwirft die Autorin Judith Gruber-Rizy die Nachzeichnung eines Frauenlebens, die Nachzeichnung der Sozialisierung als Frau. Allerdings, das wissen wir, ist das Leben keine Geschichte, es gibt nicht diese konstante, linear dahinfließende Lebensgeschichte, sondern viele Geschichten, Splitter, Assoziationsverket-

tungen, Verwebungen und Brüche sind es, die das Leben ausmachen. „Keine fortlaufende Kindheitsgeschichte könne sie mehr erzählen, nur einzelne, unzusammenhängende Bilder würden vor ihr auftauchen, einige davon wie in weiter Ferne, andere wiederum so nahe, dass ihr Anblick Rosa schmerze.“

Mosaikartig wird auf verschiedenen Erzählebenen, aus verschiedenen Erzählperspektiven das Leben Rosas beleuchtet: Im Wechselspiel der Ich- und Sie-Perspektive kreist die Autorin die Denk- und Handlungsspielräume ihrer Protagonistin ein, tastet die Beweggründe für das emotionale Hin- und Herschwanken des Rosakindes ab, lässt sie ausufern, um sie auf der Metaebene wieder zu fassen. Denn die Protagonistin Rosa ist selbst Schriftstellerin und schon aus diesem Grunde fähig zur Selbstreflexion, ständig bereit zur Ich-Hinterfragung und bereit zur Auseinandersetzung mit dem Eigenen. „Da muss Rosa also zurückschrecken vor ihren eigenen Erinnerungen, würde am liebsten vor ihnen davonlaufen. (...) Und daran will Rosa nicht rühren, muss es aber doch ...“

**Judith Gruber-Rizy**

**DRIFT**

**Roman**

**EditionArtScience,**

**Wien, St. Wolfgang 2009**

**ISBN 978-3-902157-54-6**

Vor den Augen der LeserInnen breitet Judith Gruber-Rizy die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Romanes aus: Indem die Protagonistin Rosa ihrer Freundin Clara vom Roman erzählt, den sie gerade in Arbeit hat, über Schreibprobleme, -blockaden usw. berichtet, über die geplante Herangehensweise an das Thema und diesem Bericht Claras Einwürfe gegenüberstellt, lässt die Autorin die LeserInnen nicht nur an der „Sozialisierung eines Mädchens als Frau mit allen Widersprüchen, die dabei auftauchen“, teilhaben; mit den geschickten Einschüben gelingt es Judith Gruber-Rizy, Schreiben an und für sich zu thematisieren. Es geht um das Finden des Erzählstranges, das Aufbauen eines Spannungsfeldes, die Darlegung von Beziehungsgeflechten und das Klarkommen mit Widersprüchen.

Eingebettet in einem (scheinbar) gut funktionierenden Mutter-Großmutter-Geflecht wächst das Rosakind auf. Der Vater durch verschiedene Tätigkeiten in Abwesenheiten verstrickt, nicht wirklich anwesend, jedoch pointiert dominierend. Vielleicht gerade dadurch aber immer stärker anwesend in den Gedanken der Tochter, werfen die Vaterkontakte die Schatten in bzw. auf die Erinnerungen. Denn es sind Erinnerungen, von denen die Protagonistin berichtet: Versatzstücke oder auch Ersatzstücke, die zu einer Kindheitsgeschichte zusammengesetzt werden.

Die große Rosa erklärt sich die kleine Rosa. Indem Judith Gruber-Rizy die Lebensgeschichte der Protagonistin aufdröseln, beginnt ein Aufblitzen verschiedener Momente und verwundert stellt die Protagonistin ihr Hin- und Hergezogensein, das Hin- und Herdriften zwischen Mutter- und Vaterprägung fest. Einzig die Nähe zur Großmutter, die Wärme und Zuwendung ist unantastbar und beständig.

Judith Gruber-Rizy ist mit diesem Roman eine großartige Beschreibung des Seelen- und Gedankenlandes eines Mädchen- und Frauenlebens gelungen. Was ihr vor allem aber auch geglückt ist, ist die Darlegung der Problematik der Mutter-Kind-Beziehung, die in den Passagen zur „Querlagigkeit“ ausgezeichnet beschrieben wird: „Schon im Mutterleib also legte sich Rosa quer und verweigerte sich damit der Mutter.“ Es ist das Rosakind selbst, das die Wärme und Nähe bei der Großmutter (und nicht bei der Mutter) sucht und dort auch findet.

Versehen mit eingestreuten poetischen Landschaftsschilderungen, Seestimmungen und detailreichen Beschreibungen z. B. des Sonnenlichts in Claras Wohnung ist „Drift“ facettenreich und sprachlich interessant komponiert durch teils fragmentarisch abrupt endende Sätze. „Drift“ verweist, Assoziationen zulassend, auf das Leben, wie auch Rosa es empfindet: aneinandergereihte Erlebnisbruchstücke, deren Gewicht es abzuwägen und die es zu ordnen gilt.

Ein Roman, geschrieben aus der Sicht einer Frau, mit all der Verwunderung über die wechselnden eigenen Befindlichkeiten. Ein Roman über die Reifung zur selbständigen und selbstbewussten Frau. Ein Roman, der lange nach dem Lesen im Gedächtnis haften bleibt.

Erika Kronabitter



Die „Gespensterquelle“ ist seit langem versiegt, dennoch ist sie noch immer ein sagenumwobener und etwas unheimlicher Ort. Auch Florian ist dieser Platz nicht ganz geheuer. Ein seltsamer Fremder, der die Gespensterquelle aufsuchen will, taucht auf und auch das Mädchen Lena, das im Wald unweit der Quelle camppt und auf ihre Freundin Elli wartet, die sich zwar immer wieder ansagt, aber dennoch Tag für Tag nicht eintrifft. Florian und Lena

kommen einander nach anfänglichen Missverständnissen langsam näher. Florian zeigt dem Mädchen auch den Weg zur Gespensterquelle.

Obwohl die Handlung scheinbar unspektakulär voranschreitet, baut sich u. a. auch dank der geschickten Erzählweise von Friedl Hofbauer von Szene zu Szene eine immer deutlichere Spannung auf. Der ländlich beschauliche Alltag, der in dieser Erzählung durchaus auch vom modernen Leben geprägt ist, da z. B. die Benützung eines Handys eine gewisse Rolle spielt, erfährt durch diverse Begeben- oder auch Nichtbegebenheiten Verunsicherung und Irritation. Alles scheint sich auf ein unbestimmtes Ereignis hin zuzuspitzen. Viele Fragen warten im Laufe der Geschichte auf Beantwortung. Warum schafft es Lenas Freundin nie zu kommen, obwohl Lena Tag und Nacht auf sie bei der Geisterquelle wartet, und sie sich ja jeden Tag aufs Neue bei ihr ankündigt? Welches Interesse hat der seltsame Herr Laub an der Gespensterquelle und wieso sucht er die Nähe von Florians Großmutter? Ein Goldkettchen mit einem Medaillon, das Florian und Lena bei der Gespensterquelle finden, ist auch von Bedeutung und hat etwas mit der Vergangenheit von Florians Oma zu tun und auch mit Herrn Laub, der übrigens aus einer ganz besonderen Welt angereist ist. Ein ungewöhnlich heftiges Unwetter führt beinahe zu einer Katastrophe, aber auch dazu, dass Herr Laub ein sehr altes Versprechen endlich einlöst. Mehr soll hier nicht verraten werden. Der jungen Leserschaft ist es dringend zu empfehlen, sich mit Hofbauers neuem Buch einige vernünftige und spannungsgeladene Lesestunden zu gönnen.

„Die Gespensterquelle“ ist laut Angaben des Verlags für Kinder ab 10 Jahren geeignet. Friedl Hofbauer versteht es wunderbar, diverse Szenarien lebendig und mit überzeugender Natürlichkeit zu gestalten. Es entwickelt sich eine fast schon krimireife Spannung, die die Autorin bis zum Schluss scheinbar mühelos aufrechterhalten kann. Darin zeigt sich wahre Erzählkunst. In dieser Geschichte ist kein Satz zu viel gesagt, nichts geschieht bemüht zeitgeistig oder übertrieben spektakulär. Alles nimmt seinen Lauf, die Dinge sind nicht immer so wie sie sind oder wie sie zu sein scheinen, trotzdem fügen sie sich mit der Zeit harmonisch zusammen. Dadurch erfährt die Handlung eine Dichte, die überzeugt und zum Immer-Weiter-Lesen verführt. Wieder einmal ist es Friedl Hofbauer gelungen, ihre erzählerischen Qualitäten beeindruckend unter Beweis zu stellen.

**Friedl Hofbauer**

**DIE GESPENSTERQUELLE**  
**Coverillustration und Vignetten**  
**von Sabine Wiemers**

Residenz Verlag,  
 St. Pölten, Salzburg 2009  
 ISBN 978-3-7017-2061-3

Julia Rafael





**Erika Kronabitter**

## **VIKTOR. DIE ENTLASSUNG AUS DEM PARADIES**

**Roman**

**Limbus Verlag, Hohenems 2009**

**ISBN 978-3-902534-30-9**

Immer wieder erregen Polizeiarbeit und Strafvollzug die Gemüter. Hin und wieder, aus gegebenem Anlass, nimmt sich die Literatur dieser Themen an: Aggression und Brutalität, Recht und Gerechtigkeit. In Österreich gab es vor einiger Zeit heiße Diskussionen und Medienberichte über ein in Amerika entwickeltes Elektroschockgerät namens Taser, das mithilfe von Stromstößen krimi-

nelle Angreifer oder Randalierer handlungsunfähig macht. Foltermethoden im demokratischen Österreich? Erika Kronabitter hat für diesen dicht konzipierten Roman recherchiert, Aussagen von Beamten und Politikern zitiert, belegt und in die Handlung einfließen lassen.

Im Mittelpunkt des Geschehens steht der Vollzugsbeamte Viktor, dessen spannungsgeladene berufliche und private Situation sein Denken und Trachten in gefährliche Bahnen treibt. Dunkle Machtspiele und Denunziation, Misstrauen, verletzte Eitelkeit und ohnmächtiges Schweigen rufen Hass und versteckte Bosheit hervor. Für den Getriebenen geht es, wie oft in solchen Fällen, um die „Erschaffung künstlicher Feinde oder das Zu-Feinden-Machen wie jetzt von den Ausländern“ und dient der „Überspielung von internen Konflikten“. Die hat der gewalttätige Viktor von Kindheit an, auch in der Familie. „Neid wiederum konnte ebenfalls ein Bewegungsrad für Feindschaft sein. Neid und Gier. Todfeindschaft, wenn man den anderen vernichten will. Eifersucht stand mit Feindschaft auf derselben Ebene.“ Spannungen und verhaltene Wut vergällen ihm auch sein Berufsleben. Um Verantwortung wirksam verdrängen zu können, wird auf Politiker verwiesen, auf das System, und Viktor befindet: Es ist „... ganz einfach unmöglich, in diesem System zu leben.“ Konkrete Namen werden genannt. Minister. „Die Regierung hat es in der Hand. Die, die man sterben lassen will, lässt man sterben.“

Der Umstand, dass Viktor neben seiner üblichen Waffe, der Gummiwurst, auch über den gefährlichen Elektroschocker Taser verfügt, macht ihn einem verhassten Häftling und Kinderschänder gegenüber stark; und verleiht dem Roman damit erst die richtige Krimi-Spannung. Dass hier der Leser Zusammenhänge mit aktuellen Tatsachen (die Verwendung des Namens Priklopil legt das nahe) und Sensationsmeldungen von Tageszeitungen vermutet, wirkt durchaus beabsichtigt.

Zu denken gibt auch, dass Erika Kronabitter dieses psychologisch sehr genau gezeichnete Charakterbild Viktors auf das ganze berufliche Umfeld der Romanfigur ausdehnt. Die diensthabenden Kollegen erscheinen alle in ähnlichem Licht: Unterschwelligkeiten, Zynismus, Verdächtigungen, Intrigen. Bewusst bedient sich die Autorin der Eigenheiten der Protagonisten und passt sich mit undurchsichtigen Anspielungen und Einbeziehung der Politik und öffentlicher Meinung dem tristen Milieu des Strafvollzugs an. „Wenn man etwas nicht verstehen kann, beginnt man es zu hassen“, weiß Erika Kronabitter und stellt diesen Satz über eines ihrer Kapitel. Er bleibt, mit seltsamem Nachgeschmack, im Gedächtnis.

Da dieses Buch als zweiter Teil einer Trilogie erschienen ist, könnte es allerdings sein, dass nach Kenntnis des gesamten Werks sich die Sicht auf die Handlungsträger etwas verschiebt.

Rosemarie Schulak



Wenn es ein Gebiet im Osten von Österreich gibt, das aufgrund seiner märchenhaften Landschaft für die Entstehung von Sagen geradezu prädestiniert scheint, dann ist es wohl das Waldviertel. Für mich, der ich dem flachen Wiener Umland entstamme, hatte das Waldviertel schon immer etwas Fantastisches und manchmal Rätselhaftes. Da reiht sich dieses Büchlein von Josefa Mayer-Proidl mit den 19 Geschichten – quer durch das Waldviertel – ein in meine Vorstellung dieses Gebietes mit mystischen Begegnungen mit Wassermännern, verdorbenen Müllern, geheimnisvollen alten Weibern, ehrlosen Burgherren, gespenstisch weißen Gestalten und natürlich mit dem Leibhaftigen selbst.

Ich sehe Josefa Mayer-Proidl in ihrem neuen Bändchen mehr als Bewahrerin eines Sagenschatzes für spätere Generationen denn als Wortklauberin oder Ausschmückerin. Sie hält fest, sie bringt auf den Punkt, sie vermeidet jedes entbehrliche Wort. Josefa Mayer-Proidl verrät nach jeder Sage ihre Quelle. Da hat sie jemandem, in dessen Familie eine Erzählung von Generation zu Generation überliefert wurde, ganz einfach zugehört und das Gehörte aufgeschrieben, damit wir anderen wissen, warum ein Felsen so heißt oder ein Graben, und was in dieser oder jener Burg vor sich gegangen war oder in diesem oder jenem Dorf. So bleibt das Waldviertel nach dem Lesen dieses Büchleins das, was es schon immer für mich war: sagenhaft.

Herbert Jan Janschka



Es ist die magische, fantastische Welt der lateinamerikanischen Literatur, in die uns Lidio Mosca-Bustamante, ein neues Mitglied im ÖSV, entführt, nicht nur mit seinem Erzählband „Die magische Vihuela“, sondern auch in seinen Romanen. An Julio Cortázar oder auch an Gabriel Garcia Márquez werden wir erinnert. Und doch geht Lidio Mosca-Bustamante seinen ganz eigenen Weg. Denn der gebürtige Argentinier (Jahrgang 1947), der 1975 das Land als politisch Verfolgter verlassen musste, lebt seither in Österreich und nimmt dieses Land, das ihm längst Heimat geworden ist, in sein Schreiben auf. So mischt er lateinamerikanische literarische Traditionen oder Themen gekonnt mit österreichischen, auch wenn er in spanischer Sprache schreibt und seine Texte ins Deutsche übersetzt werden.

In der titelgebenden Erzählung des Bandes „Die magische Vihuela“ lässt Lidio Mosca-Bustamante tatsächlich die lateinamerikanische Welt auf die europäische treffen, wenn

**Josefa Mayer-Proidl**  
**VON DER WILDEN JAGD**  
**UND WANDERLICHTERN**  
**Sagen aus dem Waldviertel**

Mit Offsetlithographien nach  
 Messerschnitten von Josef Kühn  
 Edition Thurnhof, Horn, 2009  
 ISBN 978-3-900678-03-5

**Lidio Mosca-Bustamante**  
**DIE MAGISCHE VIHUELA**  
**Erzählungen**  
 Übersetzung aus dem  
 Spanischen von Gerhard Giesa  
 Vier-Viertel-Verlag, Strasshof 2005  
 ISBN 3-902141-15-8

ein begabter argentinischer Musiker und seine schöne Musik in Österreich auf die letzten Auswirkungen des Hexenwahns geraten, der die Musik des Argentiniers zerstört, ja zerstören muss. Hier wird österreichische Geschichte aus argentinischer Sicht und mit den Mitteln des magischen Realismus der lateinamerikanischen Literatur erzählt.

„Ich ... riskiere es, der Fantasie einen Freiraum zu geben, wobei aber immer die Wirklichkeit Kern der Handlung bleibt“, schreibt Lidio Mosca-Bustamante dazu. Auch in „Deine Ankunft“ liegt der Reiz im Aufeinandertreffen zwischen Lateinamerika und Österreich, wenn eine Lateinamerikanerin in Wien Tango tanzen lernt.

Der Erzählband enthält 15 kurze, kleine Geschichten (nicht immer Kurzgeschichten), es sind meist Momentaufnahmen, teilweise voller Doppeldeutigkeit, fantastische Geschichten, in denen es Lidio Mosca-Bustamante gelingt, ganze Menschenleben einzufangen. In „Requiem für einen König“ wird eine verlorene Partie Schach zum Symbol für eine gescheiterte Beziehung, ja sogar für ein gescheitertes Leben. Ein philosophisches Bekenntnis des Autors ist die Erzählung „Sisyphus und die Relativität“, die das erstaunliche Zusammentreffen von Sisyphus mit dem Freigeist Suphysis beschreibt, für den es keine Götter gibt und dem es daher gelingt, den schweren Felsblock auf dem Gipfel zu platzieren.

Im Erzählband enthalten sind auch drei Kapitel aus dem Roman „Blumen für Agustina“, der die Weiblichkeit der Frauen und die Verführbarkeit der Männer zum Thema hat und ausnahmsweise ohne Bezug zu Europa auskommt. Der Roman bleibt ganz und gar in der lateinamerikanischen Welt verhaftet und zeigt damit vielleicht am deutlichsten den argentinischen Autor und seine wirklich bemerkenswerte blumige und gleichzeitig äußerst präzise Sprache.

Judith Gruber-Rizy



## **Annemarie Moser**

### **DIE PERIPHERIE DES GLÜCKS**

#### **Erzählungen**

Verein Alltag Verlag,  
Wiener Neustadt 2009  
ISBN 978-3-902282-22-4

Drei im Leben stehende Frauen mit offener Aufmerksamkeit für das Geschehen in ihrem Umfeld treffen sich regelmäßig in der Konditorei einer Provinzstadt. Nicht um small talk zu betreiben und nicht zum Zeitvertreib. Sie kommen immer mit einem „Mitbringsel“ in Form eines Gesprächsstoffes, mit dem sie sich dann auseinandersetzen. Das darf aber kein allgemeines Thema

sein – „... wir sind hier nicht in einem Seminar!“ – sondern eine Beobachtung, ein Erlebnis, das die Erzählerin betroffen gemacht hat, ein Stück wirklichen Lebens. Diese Zusammenkünfte der drei Frauen und ihre engagierten Gespräche bilden den roten Faden, der sich locker durch die Erzählungen schlingt.

Annemarie Mosers Geschichten sind voll Spannung. Inhalt und Handlung, die lebendigen Dialoge und ihre verblüffend authentische Sprache ziehen den Leser mitten in das Geschehen. Es steckt viel Klugheit und Reife und haarscharfe, kritische Beobachtungsgabe in den Erzählungen, auch Witz und eine menschliche Haltung, die unsentimental und herzerfrischend ist.

Der Alltag ist es, in dem wir uns bewähren oder an dem wir scheitern. In ihm manifestieren sich unser Charakter und unser Schicksal, Glück und Unglück viel mehr als in den seltenen Ausnahmeeignissen. Aus dem Alltag nimmt die Autorin ihre Themen und unterzieht sie einer unerbittlich präzisen Analyse mit dem Blick einer Mitbürgerin, die nicht wegschauen und oft auch nicht den Mund halten kann oder will, wenn etwas ihre Empörung erregt. Da gibt es Tragödien und Tragikomödien, entstanden aus Unzulänglichkeiten, Dummheiten, Gemeinheiten, Ungerechtigkeiten, Wehrlosigkeiten und auch dem „anspruchsvollen Unterfangen (...) um eigene Rechte zu kämpfen, um die Anerkennung eines Rechts“.

Aber auch die Poesie des Alltags kommt zur Sprache, zu einer intensiven dichterischen Sprache, wenn Annemarie Moser „Rohmaterial für Tagträume“ in den Kniebrettern der Kirche findet. In wunderbar poetischen Bildern geht sie der Biographie des Baumes nach, aus dem sie einstens geschnitten wurden, meditiert sich in seine Maserung hinein und gibt sich ihren reich sprudelnden Assoziationen hin, während die Predigt öde dahinfließt und die Liturgie nicht zu störendem Aufstehen und Niederknien zwingt.

„Die Peripherie des Glücks“ ist ein Titel, hinter dem man spontan mehrere Ebenen erspürt. Die an den Rand Gedrängten oder schon immer dort Ansässigen, die nicht dazu erzogen wurden sich durchzusetzen, haben wie auch alle anderen das Recht, sich das Glück zu wünschen. Erich Hackl schrieb über dieses Buch, dass „das Mitteilungsbedürfnis und die Gabe ihrer Heldinnen, einander anzuhören, diese Erzählungen mit Zuversicht grundieren“. Man nimmt sehr viel Energie wahr beim Lesen, sowohl literarisch als auch menschlich.

Elisabeth Schawerda



Mrs. Winchesters ererbter unermesslicher Reichtum basiert auf einem Fünfzigprozentanteil an der Firma Winchester, dem Hersteller des weltberühmten Winchester-Repetiergewehrs. Sie lebt völlig zurückgezogen und sehr verschoben in einem prunkvollen Anwesen in Santa Clara Valley.

Niemand soll ihr Gesicht sehen, weshalb sie, wenn überhaupt, nur tief verschleiert ihr Domizil verlässt. Doch das eigentlich Mysteriöse an Mrs. Winchester ist, dass sie ihre Prachtvilla unaufföhrlich umbauen lässt. Sie will damit die Rachegeister der ruhelosen Seelen befriedigen, die durch Winchester-Gewehre getötet wurden. Würde sie ihre permanenten Umbauten, um die sich jede Menge Geheimnisse ranken, einstellen, würde sie sofort den Mächten des Bösen verfallen und von diesen in die Hölle hinuntergerissen werden, denkt zumindest Mrs. Winchester. Trotz ihrer seltsamen Eskapaden ist sie beliebt, denn insbesondere durch ihre Bauwut werden viele und vor allem überdurchschnittlich gut bezahlte Arbeitsplätze geschaffen, außerdem stellt sie für wohltätige Zwecke regelmäßig großzügige Spenden zur Verfügung.

Ein anderer Schauplatz des Romans ist die Salbeischlucht, ein nach Präriesalbei duftendes Brachland. Hier trifft sich die Jugend Abend für Abend und genießt die landestypische

**Monika Pelz**

**WINCHESTER MYSTERY**

**Verlag Junfermann, Wien 2009**

**ISBN 978-3-7026-5813-7**

Lagerfeuerromantik. Auch hier dreht sich so manche Unterhaltung um die geheimnisvolle Mrs Winchester. Zwischen der sechzehnjährigen Jezebel Li, die halb Weiße und halb Chinesin ist und die im Sommer als Pflückerin auf Mrs. Winchesters Obstplantage arbeitet und dem jungen Mexikaner Manuel Esteban, der das Mädchen auf der Obstplantage angelernt hat, sowie weiters zwischen Arthur Benett, dem Großneffen von Mrs. Winchester, der mit seiner Mutter angereizt ist, um endlich zu seiner reichen, kontaktablehnenden Tante vorzudringen, entwickelt sich ein seltsames Spiel, in dem sich die Jugendlichen mit den Themen Schuld und Sühne, Moral, Verantwortung und Humanität im Lichte der Geschichte Amerikas intensiv auseinandersetzen. Als Schlusspunkt des Spiels beschließen die drei Mrs. Winchester als „gute Geister“ zu erscheinen, um sie so von ihrem Fluch zu befreien. Die Idee zu dem tollkühnen Unternehmen kam von Jezebel Li. Dass die ausführliche Schilderung der Umsetzung des Planes spannendes Lesevergnügen bis zur letzten Zeile bedeutet, versteht sich bei Monika Pelz von selbst.

Monika Pelz hat Philosophie und Geschichte studiert. Dass sie über ein großes Fachwissen verfügt und dass sie sehr umsichtig recherchiert, ist bei allen ihren Büchern, die sich mit historischen Epochen auseinandersetzen, deutlich zu spüren. Immer wieder verblüffend ist es, mit welcher Leichtigkeit es Monika Pelz gelingt, Wissen zu vermitteln und dieses in eine durchgehend lebendige, atmosphärische Handlung zu integrieren. Ihre Verknüpfungen gestaltet sie durchaus raffiniert, sodass die jugendliche Leserschaft „wie nebenbei“ viel Wissenswertes erfährt, während sie voller Spannung die verschiedenen Erzählstränge bis zum Ende der Geschichte weiterverfolgt. Die jungen Leser und Leserinnen werden von Monika Pelz dank ihres erzählerischen Talents und ihres untrüglichen Gespürs für den spannenden und logischen Aufbau einer Geschichte in doppelter Weise verführt: Sie sammeln Wissen und sie werden auf unterhaltsame und dennoch sehr niveauvolle Weise angeregt, ihre Freude am Lesen zu entdecken bzw. auszuleben. Letztlich ist dieses Buch so gestaltet, dass auch erwachsene Leseratten daran ihre Freude haben können.

Julia Rafael



## **Dine Petrik**

### **WORTREICH. VERSCHWIEGEN**

#### **Gedichte**

mit Fotografien von Gerald Zugmann

Literaturedition Niederösterreich,

St. Pölten 2009

ISBN 978-3-902717-01-6

Ein neues Buch von Dine Petrik, ein besonders schön gestaltetes, so viel darf ich vorwegnehmen. Die Fotos von Gerald Zugmann führen ihren eigenen Dialog mit den Gedichten der Autorin, sind ganz und gar keine Illustrationen, die dem Leser den Text erklären oder „ausdeutschen“ wollen.

Im 2007 erschienenen Podium-Porträt bezeichnete Petrik die lyrische Form für sich als „ausgeschöpft“. Schon damals drückte

ich dennoch meine Hoffnung auf weitere lyrische Arbeiten aus und bin nun sicher nicht der Einzige, der Grund zur Freude hat.

Die neuen Gedichte (bzw. die Gedichte des neuen Buchs, denn wer weiß schon so genau, wie lang die Entstehungsgeschichte eines Textes ist, den man vor sich sieht) schei-

nen mir um eine Spur weniger sperrig, weniger verzwickt als im Vorgänger, obwohl die Autorin auch hier nicht auf das sinnschärfende Spiel mit Wortstellungen und Zeilenumbrüchen verzichtet. „... mit wachen knien das gehör im anschlag ...“ aus „gestrauchelt oft“ scheint mir eine programmatische Formulierung zu sein. Das Gehör – so scharf (und gefährlich?) wie eine Waffe, die Knie, der Körper hellwach. Doch dem Leser ist es fast unmöglich, nicht auch „weiche Knie“ hineinzulesen. Und das ist ja wohl kein Zufall. Petriks Gedichte verleiten und leiten immer dazu an, anders zu lesen, sich auch zu verlesen. Natürlich gibt es primäre und sekundäre Lesarten, und außer den sekundären auch die offensichtlich falschen, doch auch die falschen sind Assoziationsfleisch des Gedichtes.

Als Fremdkörper wirken in manchen Texten englische Einsprengsel. Hinweise auf die allgegenwärtige Einheitssprache des globalen Dorfs? Verbindungen zur Finanz- und IT-Welt drängen sich ebenfalls auf, und nicht zuletzt das bunte Grauen der Spaßwelt (in der jeder Fremdenverkehrsprospekt Events, Action und Fun ankündigt, nein: anzukündigen hat).

Doch auch Alltags- und Jugendjargon werden auf Lyriktauglichkeit geprüft: „... ein an / geschlagenes tschüs mit // spitzer gabel aufgespießt im / kochtopf schwelt der letzte satz ...“ („stress los“).

Viel Sinnlichkeit und gegen den Strich gebürstete Sehnsucht spricht aus einigen Texten: „... näher noch / meiner seel // halte ich / eine hymne lang // deine gleiche / näher noch / deiner seel: // das wir – vielleicht später“ („bloß mühe los“).

Selbstverliebte Innenschau wird man in dem Buch nicht finden, die Ironie tritt der Melancholie auf die Zehen und die desillusionierende Außenwelt mitsamt ihrer „po/politik“, ihren „ab schiebung“(en), ihren „zähnefletschern“ macht vor der Lyrik auch nicht halt.

Und doch scheint mir dieses Buch besonders viel Musik zu enthalten, ausdrückliche und unterschwellige. Wortmusik jedenfalls: „...wie durch ein glaukom sätze silbern / nur im klang der flöten / auf dem dach / tauen die worte // suchen sich sätze / fügen sich – / erfühlen sich im takt // :schreiben ist deine musik / zu sagen hast du nichts“ („musik sucht worte“).

Ausgerechnet „kein gedicht mehr“ ist der Titel des vorletzten Gedichtes: „ich will dich nicht / gedicht // ich streue dich bloß aus / aus meinen fingern zirka // bis – bloß ein paar worte ungelenke / einfach so (...) bis ich selber einging / ich mich häuten / ließ von dir – // :wenn nun meine heute enden / übertrauerst du mich denn // du nicht“

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Wolfgang Ratz



**Brigitte Pixner**

**ROTER SCHREI LEBEN**

**Erzählungen**

**Eigenverlag, Wien 2009**

Spielerische Gedanken, Träume und eine Fülle phantastischer Begebenheiten versammelt Brigitte Pixner in ihrem jüngsten Prosaband, sechzehn Erzählungen voller Sinnesfreude und Lebenslust, die auch die Kehrseite menschlicher Befindlichkeiten wie Angst, Einsamkeit und Verzweiflung ins

helle Licht rückt. Ausflüge ins Irreale, Märchenhafte dienen der Bewältigung mannigfacher Unwägbarkeiten des Daseins. „Vielleicht sind Märchen gerade heute wichtiger denn je“, verteidigt ein Märchenerzähler seine Profession. „Auch Märchen sind schließlich Wirklichkeit! Transponierte Wirklichkeit ...“

Brigitte Pixners leichtfüßige Erzählweise will selbst vor Tod und schwärzester Melancholie noch heitere Zuversicht bewahren. Die Stimmungen ihrer Ich-Figuren und anderer Handlungsträger lassen jedoch ein „... abgrundtiefes Grauen vor der Willkür des Schicksals“ erkennen, Beklemmungen und Selbstzweifel, die einer genauen gedanklichen Verarbeitung von Lebensthemen im Weg stehen. „Muffige Nachdenklichkeit ...“ wird daher zur Bewältigung von Lebensangst gar nicht erst herangezogen, sie „nistet grübelnd“ und erscheint den weiblichen Wesen Brigitte Pixners kaum wünschenswert. Wirken deshalb die unheilvollen Visionen und Todesbotschaften dieser fragilen Frauen so ungekünstelt und glaubhaft? Kommt deshalb dem Thema Erotik und einem bestimmten Aspekt der Geschlechterbeziehung, dem Wunsch nach Geborgenheit, so breite Bedeutung zu? Dem verzweifelten Ringen nach Anerkennung, dem mit übertriebener Betonung von Äußerlichkeiten wie Kleidern, mit Koketterie und bemühter Fröhlichkeit Rechnung getragen wird? Manche Männer scheinen diesen Zusammenhang nicht ganz ernst zu nehmen und kontern mit Humor: „Nicht alle Frauen sind unlogisch. Und nun endlich Schluss mit dem verdrießlichen Wortgeplänkel.“ Der schmerzende Stachel im Fleisch ihrer Kindfrauen lässt sich jedoch kaum verleugnen, an der Abstraktionsfähigkeit der Männer scheinen sie keinerlei Anteil zu haben. „Denken, fand ich immer, ist Männersache“; „Abstraktes lockt Männergedanken an wie fauliges Aas die Schmeißfliegen.“ Horrorvorstellungen solcher und anderer Art lösen sich erst, wenn liebevolle Tröster zu beschwichtigen suchen, im Rückblick die Großmutter oder in der Gegenwart ein Ehemann einspringt, der sich als Retter vor eidetischen Schreckbildern beweist.

Eine Sonderstellung in Brigitte Pixners kurzweiligen Liebesgeschichten nimmt die gedanklich in sich geschlossene Erzählung „Vexierbild“ ein, in dem die Ich-Figur nach der Lektüre eines Romans, den sie auf sich bezieht, ihr plötzlich schwankend gewordenes Selbstbild hinterfragt: „Bin das ich?“ Und: „... zum ersten Mal in meinem Leben ... habe ich nachgedacht.“

Dass der erzählenden Prosa am Ende des Bandes noch eine Reihe von Gedichten angefügt wurde, verwundert; lenken sie doch von den angeschnittenen Themen ab, relativieren sie teilweise und wirken dadurch auch nicht ganz stimmig. Spätestens an dieser Stelle hätte ein verlagsüblicher Lektor praktischen Rat erteilt.

Rosemarie Schulak



Nach Ingeborg Riners Gedichtband „Venezianische Lieder“ widmen sich nun ihre neuen Gedichte der Lagune. Für die Landschaft, über die sie schreibt und meditiert, ist das Wort „Landschaft“ schon fast zu viel, denn „es könnte / eine kleine Insel sein / im sonnenglitzernden Gewässer / vielleicht nur / eine Spiegelung der Luft / im trügerischen Spiel / des Gegenlichts“. Ein zarter Streifen, eine feine Linie zwischen Himmel und Wasser, den Elementen

Wasser und Luft viel verbundener als dem Element Erde, lang gestreckte Sandbänke, aus Lehm und Sand abgelagerte, nur leicht erhöhte Zonen, Horizontale, auf dem Wasser schwimmend unter einem großen Himmel. Diese seltsame, empfindliche Welt, mit nichts in unserer kompakten Umgebung vergleichbar, liebt die Lyrikerin. Und man merkt jedem einzelnen Gedicht an, dass es durch ein Zwiegespräch entstanden ist, durch genaues Hineinschauen, Horchen und Verweilen, durch vorsichtiges Ansprechen, bis auch die Lagune spricht mit „Vogelruf und Windgesang“, mit sanfter, melancholisch-suggestiver Stimme. Die Stimmungen der Landschaft und die Gedanken der Dichterin verschmelzen ineinander. Die sinnlich wahrnehmbare äußere Welt wird nicht zur Metapher, bleibt immer das unmittelbar Erlebte in Übereinstimmung mit der Innenwelt. Die Vergänglichkeit, das Verfließen der Zeit, die Einsamkeit werden so gegenwärtig fühlbar wie der rieselnde Sand und das Brechen der Wellen. Es scheint, als habe Ingeborg Rinner in der Lagunenlandschaft ihr Seelenland gefunden.

Ihre Sprache ist klar, von natürlichem Fluss, leise und präzise strukturiert. Es ist eine helle Sprache, auf deren Tonart der aus der Malerei stammende und dem zart schattierten Lagunenlicht entsprechende Begriff „sfumato“ zutrifft. Die Zeilen sind oft locker durch einen Endreim verbunden, einen leichten Gleichklang, der an das Anschlagen der Wellen und das Zusammenspiel der Elemente erinnert.

„Indem die Gedichte mit dem Raum sparsam umgehen, geben sie den Gedanken der Lesenden Raum“, schrieb Wendelin Schmidt-Dengler über dieses Buch. Mein eigenes Leseerlebnis hat auch mit Raum zu tun: Der Blick kann immer weit schweifen, über die Worte hinaus, als würde ich dort stehen und gehen, wo die Autorin stand und ging.

Elisabeth Schawerda





## Eleonore Rodler

### FEICHTENBACH

#### Eine Faction

Edition Va Bene, Klosterneuburg 2009

ISBN 978-3-85167-224-4

„Eine Faction“, also eine Vermischung von „facts“ and „fiction“ nennt Eleonore Rodler ihr Buch „Feichtenbach“. Und auch wenn es kein Thriller im herkömmlichen Sinne ist – für die sonst der Begriff „Faction“ meist verwendet wird –, spannend ist es allemal, was Eleonore Rodler uns da zu berichten hat.

Gerade die „facts“, also die Fakten, sind es, die dieses Buch so interessant machen. Denn die Autorin beschreibt darin, eingebettet in eine „fiction“, eine Fiktion, die Geschichte eines Hauses im südlichen Niederösterreich, die ihresgleichen sucht. Es ist die Geschichte des Sanatoriums Feichtenbach, das von zwei weltberühmten jüdischen Lungenfachärzten aus Wien am Beginn des 20. Jahrhunderts als „Sanatorium Wienerwald“ für Lungenkranke gegründet wurde und so prominente Patienten wie etwa Franz Kafka oder später Ignaz Seipel behandelt hat. Während des Ersten Weltkriegs wurde dort kurzzeitig ein Lazarett geführt, dann war es bis 1938 wieder Lungensanatorium. 1938, nach der Machtergreifung Hitlers in Österreich, wurden die beiden jüdischen Besitzer enteignet und das „Sanatorium Wienerwald“ zum SS-Lebensbornheim umfunktioniert. Mehr als 1200 Kinder dürften dort geboren worden sein, ein großer Teil von ihnen wurde zur Adoption freigegeben. Die meisten dieser Kinder blieben über ihre Herkunft im Ungewissen.

Nach 1945 kam das Gebäude in den Besitz des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, der es als Erholungsheim verwendete. Ende der neunziger Jahre wurde es an einen privaten Hotelier verkauft, der es aber schon 2002 schloss.

Eleonore Rodler widmet sich in ihrer Faction vor allem der Nazizeit, in der Feichtenbach Lebensbornheim war, und konstruiert um die wenigen Fakten, die aus dieser Zeit bekannt geworden sind, eine fiktive Geschichte, in der nichts fehlt, was spannende Geschichten so ausmacht: das tragische Schicksal eines Kriegsversehrten, eine fast rührende Liebesgeschichte, Sex, Kinder, die nichts von ihrer Herkunft erfahren haben, noch eine Liebesgeschichte und schließlich ein überraschendes Ende, das für alle, die „facts“ mehr mögen als „fiction“ ein wenig enttäuschend ist.

Insgesamt aber muss man es Eleonore Rodler hoch anrechnen, dass sie sich der verborgenen und wohl auch bewusst verdrängten Geschichte dieses wunderbar gelegenen Sanatoriums in Feichtenbach angenommen hat und damit ein wenig Licht in eine dunkle Geschichte bringt.

Judith Gruber-Rizy



Anita C. Schaub wurde auf den Bermudas geboren, sie lebte in Kärnten und seit einigen Jahren ist sie in Wien wohnhaft. Die Autorin studierte deutsche Philologie, Psychologie und Pädagogik. Sie promovierte im Fachgebiet Frauenforschung und ist langjährige Veranstalterin im „Ersten Wiener Lesetheater und Zweiten Stegreiftheater“.

**Anita C. Schaub**  
**FREMDE<sup>N</sup>ZIMMER**  
**Erzählung**

**Arovell Verlag,**  
**Gosau, Salzburg, Wien 2009**  
**ISBN 9783902547897**

Ihre Protagonistin Andrea zieht nach einem Unfall der Mutter ins Elternhaus. Sie trifft dort auf ihre Schwester Petra. Aufgrund der ungleichen Ansichten der beiden gibt es sofort Krach und es hagelt Vorwürfe von der Schwester.

Andrea besucht ihre Mutter, deren Gesundheitszustand sich nur sehr langsam bessert, jeden Tag im Spital. Das alte Haus, in dem Andrea jetzt wieder vorübergehend lebt, weckt viele Kindheitserinnerungen. Diese sind so tiefgehend, dass Andrea Albträume bekommt. Die Träume sind derart spannend, packend und unmittelbar beschrieben, dass ich als Leser selber von den Ängsten der Hauptfigur mitgerissen wurde. Andrea hat sich immer in Bücher vergraben, sie sind bessere Freunde als wahre Menschen, meint sie. Deshalb kommt es wohl auch erst zur verspäteten Aufarbeitung der Beziehungsgeflechte ihrer Kindheit.

Als es der Mutter besser geht, macht sie sich Sorgen um Andrea und will ihrer Tochter wieder ihren Willen aufzwingen, indem sie ihr Vorschriften vom Spitalsbett aus macht. Da Andrea der Nachkriegsgeneration angehört, hatte sie schon immer Probleme mit den konservativen Ansichten ihrer Mutter. „Wie sehne ich mich nach der tröstlichen Anonymität der Großstadt, nach der wunderbaren Weite Wiens“, lässt die Autorin Andrea sagen.

Die Mutter bietet Andrea an, dass sie ins Erdgeschoß des Hauses ziehen darf und es scheint sich eine neue Mutter-Tochter-Beziehung anzubahnen. Andrea erlebt bei ihrem unfreiwilligen Aufenthalt im Haus ihrer Eltern nicht nur die Aufarbeitung der Beziehungsgeflechte zur eigenen Mutter, sondern auch die zur Schwester und zur Großmutter.

Die Kapitelüberschriften im Buch beginnen immer mit der Vorsilbe un: wie zum Beispiel: „un-gerade“, „un-rund“, „un-annehmbar“. Gerade das weist darauf hin, dass Andrea eine Menge Arbeit bevorsteht, um sich in ihrer nicht freiwillig gewählten Situation zurechtzufinden.

Ein für mich besonders rührender Moment ist folgender: Die Mutter sitzt im Krankenhausbett und hält die Hände ihrer beiden so verschiedenen Töchter. Die eine hat sie an der linken und die andere an der rechten Hand gefasst und sie lächelt ein zufriedenes Lächeln.

Am Ende schreibt die Autorin, dass sie sich frei fühlt mit dem Satz: „Ich als Leser, der ich den Buchdeckel geschlossen habe, denke sofort daran, wann war deine Aufarbeitung der Rolle im Familienverband?“

Christine Toppelreiter



**Maria Schneider**  
**GLUT UND ASCHE**  
**Gedichte**

Edition Weinviertel,  
Gösing am Wagram 2009  
ISBN 978-3-902589-19-4

Der Gedichtband mit 100 kurzen Gedichten in einem prächtigen Cover-Kleid aus brennendem Rot und Fegefeuerschwarz von Klaus Brunner (Lebenshilfe Vorarlberg), erschienen in der „Edition Weinviertel“, ist das achte Buch einer Autorin, die nicht nur Schneider heißt, sondern gelernte Herrenschneiderin ist/war.

Schon das allein umgibt sie mit der Aura der Poesie. Man stelle sich vor, wie sie gleich einer Königin in der Stille der Nachmittage mit feiner spitzer Nadel ihre Gedanken in die zähen Stoffe sticht, bis etwa ein Herr, der eben noch mit geschwellter Brust in den Laden getreten, nun seines Überrocks (Überlegenheit) verlustig und seiner maskulinen Erscheinung beraubt, als armer Tropf mit hängenden Schulterchen usw. vor ihr steht. Mit seiner Entblößung mag er wohl auch seine innere Gloriole verloren haben und erwartet sich nun – ein wenig schuldbewusst über seine mangelhafte Erscheinung – eine neue Einkleidung, eine schlichte, edle Vervollkommnung seines äußeren und inneren Ichs.

Sie, die Königin, Herrscherin über Schneiderkreide, Stecknadeln, stattliche Maßpuppen, Zuschnittstisch und englische Herrenmodenmagazine, die an vergilbte Reisefahrplanmonster erinnern, ist kein Neutrum, und jene mit dem Maßband zu umschlingende Brust kein einfacher Hohlkörper, sondern da wohnt eine Stimme drinnen, die möglicherweise anderswo Gewicht hat und in der ob der ungewohnten Atmosphäre vage Gefühlsblitze herumlichtern bezüglich des neuen vorzüglichen Outfits. Karo ... Hahnentritt ... Kammgarn ...?

Wie gesagt, die Dame Schneiderin ist kein Neutrum. In jüngeren Jahren vielleicht eine Träumerin: „Genug gewartet / verschwendet meine Gefühle / nach dem feinen Stadtherrn / im noblen Anzug aus Kammgarn / seidenem Oberhemd“, und später dann mehr eine Person mit feiner weiblicher Beobachtungsgabe, mutiger Poesie, Leidenschaft, schöpferischem Formwillen und einem unendlichen Bedauern, ja Leiden an der Unvollkommenheit im Allgemeinen wie im Besonderen, was letztlich ein reifes Mitgefühl für die Welt, wie sie eben ist, zur Folge hat. Und damit es nicht zu eintönig wird, weil wir Menschen uns eben genau wegen jener Unvollkommenheit nicht selbst in himmlisch lichte Höhen katapultieren können, tun die feinen kleinen Nadelstiche sehr wohl. Kein Wunder, dass mir die Herrendgedichte der Herrenschneiderin am besten gefallen: „Im Gehölz liegt / ein warmer weißer weiblicher / Körper / in eindeutiger Position // Angst vor Fehlschlägen / beschleicht den Jüngling / ließ seine Hände / schlapp / herabhängen / beim Anblick unbegrenzter / Möglichkeiten“.

Möge der böse Zeitgeist die Zunft der Schneider und Schneiderinnen nicht aussterben lassen!

Margarethe Herzele



Erfreulich, wieder eines dieser deutsch-französischen Gedichtbändchen von Edith Sommer vorgelegt zu bekommen. Sacht bewegte Oberflächen mit Tiefgang fällt mir als Erstes zu diesen typischen Sommer-Gedichten ein. Ich möchte sie vergleichen mit dem Bild vom leichten Spiel der Wellen (Worte) über dunkel geahnten Wassertiefen (Gedanken-Tiefen) und zitiere gleich aus dem ersten Poem:

„karussell // das karussell bewegt sich / und wir drehn uns mit / die lichter leuchten / und die orgel dröhnt / wir sitzen fest auf / unsern steckenpferden / werden gesenkt gehoben / oder schaukeln hin und her / doch wir bewegen / immer uns / im kreis“.

Man muss ihr nicht recht geben. Oder stimmen wir einfach zu, nur so? Ich finde, dass Gedichte die Kraft haben oder geradezu herausfordern, Widerspruch zu wecken, dass sie anregen mit- und weiterzudenken, sozusagen eine Initialzündung in Gang setzen, um den eigenen Geist zu erweitern.

Ja, so sind diese Gedichte, und das ist gut. Bei manchen, wie beispielsweise „... schwimm nicht hinaus, beim rückweg mußt du bergauf schwimmen“ (aus „schräge welt“) mag man ihr vielleicht sogar recht geben und schon ist ein Dialog zwischen Autorin und Leserin in vollem Gange. Kann man sich auf beiden Seiten mehr wünschen?

Doch auch – denn, wo es in ihren Gedichten um reine *Poesie* geht, die ja ihre eigene Wertigkeit in sich trägt – geht es eben *nur* um Poesie, die man aufnimmt wie Musik: „... die kletterrosen blühen die tonleiter hoch / bis zum lieben gott ...“.

Wäre wohl ein hübsches Geschenk für Freunde oder sich selbst, dieser kleine Band mit den 24 Gedichten von Edith Sommer, von Joseph Giordano ins Französische übersetzt.

Margarethe Herzele



Maria Stahl kennt ihr Heimatland von beiden Seiten. Am einen Ende, in Vorarlberg, aufgewachsen, lebt sie nun am anderen, im Südburgenland.

Maria Stahl beschreibt die Gefühle von beiden Seiten, von der Seite der Hoffnung und der der Enttäuschung. Sie beschreibt die Gefühle so, als würde sie sie kennen, wenigstens erahnen, vielleicht sogar viele ihrer Facetten erlebt haben. Maria Stahl kennt das Wort von beiden Seiten, von der Seite des Ausdrucks und der des Verschweigens. Sie kennt die Worte so gut, dass sie sie beschreibt.

**Maria Stahl**

**BLEIBEN BIS DAS EIS UNS TRÄGT**  
**Gedichte**

ATHENA-Verlag (edition exemplum),  
Oberhausen 2009

ISBN 978-3-89896-379-4

Die Gedichte in diesem Buch sind Gedankensplitter, bewusst größtenteils ohne Überschriften, vielleicht um den Leser nicht durch einen Titel auf eine für ihn nicht stimmende Fährte zu führen, vielleicht um ihn selbst nachdenken zu lassen, vielleicht um ihn selbst finden zu lassen. Die Gedichte sind ohne Interpunktionen, vielleicht um den Leser selbst ein Fragezeichen, einen Punkt oder einen Gedankenstrich setzen zu lassen, vielleicht um ihm die Möglichkeit zu schenken, selbst weiterdenken zu können, oder anders ausdenken zu dürfen.

Maria Stahl hat uns ein Buch geschrieben, das nicht dazu da ist, von der ersten Seite bis zur letzten auf ein Mal durchgelesen zu werden. Das Buch sollte man vor sich liegen lassen, die Finger auf den Buchumschlag legen und dann den Daumen einfach wählen lassen, welche Seite der Zufall aufschlagen lässt. Dann sollte man genau diese Worte auf sich wirken lassen, genauso wie ich jetzt, in diesem Augenblick: „die eine nacht / wollt ich / unter wilden rosen / schlafen // die eine nacht / nur / ohne an dornen / zu denken“.

Es hätte auch ein anderes Gedicht sein können.

Herbert Jan Janschka



**Kurt F. Svatek**

**SPRUCH-REIF**

**Dem Alltag auf die Finger  
gesehen**

**TRIGA - Der Verlag, Gelnhausen 2009**

**ISBN 978-3-89774-655-8**

Für Leser, die es lieber kurz und gut wollen, empfehle ich den Band „Spruch-Reif. Dem Alltag auf die Finger gesehen“ von Kurt F. Svatek. Wobei der Titel wohl zweierlei andeutet, nämlich einerseits, dass manche Dinge bereits „spruchreif“ sind, andererseits, dass diese Sprüche – einigen Kapiteln untergeordnet – in Summe einen „Reif“ des Nachdenkens ergeben.

Im Kapitel „Alltag“ hat der Autor etwa Folgendes zur Sprache gebracht: „Früher ging man gern nach Delphi zum Orakel. / Heut ist ein Expertenspruch genauso oft ein Mirakel!“

Zu guter Letzt gibt es noch „Grabinschriften“, z. B. „Er wollte stets ein Dichter sein: / es fiel ihm auch so manches ein. / Ganz anders als vielleicht in andern Landen, / hat ihn hier kaum jemand verstanden.“ Was bei Kurt F. Svatek wohl kaum der Fall sein dürfte. Daher seien ihm noch viele erfüllte Dichterjahre gewünscht.

Die Illustrationen von Prof. Neer Shabnam, Indien, fügen dem „Spruch-Reif“ noch zusätzlich eine positive künstlerische Variante hinzu. Schon das Cover spricht an.

Brigitte Pixner



Kurt F. Svateks Lyrikband ist eine zweisprachige Ausgabe, die das deutsche Original sowie die Übersetzungen von Giovanni Campisi enthält. Erschienen ist der Band ebenfalls in Italien, im Trentiner Verlag Edizioni Universum – ein sehr sprechender Name für ein interkulturelles und grenzüberschreitendes Buchprojekt.

Geradezu programmatisch gleich das erste Gedicht, das vom Schenken eines Lächelns spricht, und zwar weltumspannend bzw. auf Italienisch „mondiale“. In der zweiten Strophe heißt es mit einem Augenzwinkern: „Mit ein bisschen Glück kommt es, / einige Zeit später nach einer Reise / rund vierzigtausend Kilometer um die Welt, / wieder zurück.“

Der Titel des Buches, „Deine Augen ... im Schatten des Feigenbaumes“, verrät den Ton, der im gesamten Buch vorherrscht: viel Ruhe und Beschaulichkeit, Gedichte, die von Harmonie sprechen, von Poesie und natürlich von der Liebe. Neben den freien Rhythmen vieler Texte gibt es auch, geradezu erwartungsgemäß, Gereimtes; der Autor lässt jedoch nicht zu, dass die Reime seine Worte wie ein Korsett einzwängen, sondern nimmt sich Freiheiten dort, wo er sie braucht. In „Wie lang denn“ heißt es etwa: „Da mischen harmonisch sich Düfte, / hat mancher das Auge voll Glanz. / Da flattert's und schnattert's und gurr't's, / verringert sich manche Distanz.“ Während sich die nächste Strophe des traditionellen Vokabulars der Liebeslyrik bedient: „Wie lange noch werden uns Liebe / und zartrose Rosen gehören? / Der Frühling ist immer zu kurz.“, involviert der Autor ein paar Zeilen weiter die Kollisionstheorie zur Entstehung des Mondes: „Als Theia die Erde einst freite, / entsprang aus der lodernden Glut / ihr Kind, unser Mond und Begleiter; / den Liebenden stets zum Salut.“ Eine erstaunliche Verquickung romantischer Bilder und Lemmata mit aktuellen trockenwissenschaftlichen Erkenntnissen.

Farben spielen in mehreren Texten eine Rolle. So in „Surreal“ und „Aquarell“, aber auch im Gedicht „Gewissermaßen“ heißt es: „Genau genommen / müsste das Meer blutrot sein/ (...)“. Diese Passage deutet bereits auf die weniger stillen Texte hin, auf die kritisch-reflektierenden. In diesem Zusammenhang heißt es bibelfest in „Schicht um Schicht“: „Wir alle sind Nachfolger des Kain, / nicht des Abel.“

Das Gedicht „Augenaufschlag“ erlaube ich mir, in Campisis italienischer Fassung zu zitieren: „La luce del mattino, / il ricordo d'ieri / del tuo vicino respiro, / il rosso delle rose / ed il calore del nuovo giorno. / Di cosa ha bisogno uno di più?“ Es ist eines der ruhigen, farbigen, gefühlvollen. Und lässt verstehen, warum es in unseren Buchhandlungen durchaus mehr solcher polyglotten, übernationalen Bücher geben sollte.

**Kurt F. Svatek,  
Giovanni Campisi**

**DEINE AUGEN ...  
IM SCHATTEN  
DES FEIGENBAUMES**

**I TUOI OCCHI ...  
ALL'OMBRA DEL FICO  
Gedichte / Poesie**

**Übersetzung / Traduzione von / di  
Giovanni Campisi  
Edizioni Universum, Trento 2009  
ISBN 978-88-88255-46-X**

Klaus Ebner

Der sehr produktive Autor Kurt F. Svatek (er hat bisher bereits 49 Bücher herausgebracht und ist Mitglied des Österreichischen Schriftstellerverbandes, des P.E.N.-Clubs, Inhaber zahlreicher Ehrungen) hat wieder das nächste ansprechende Buch verfasst: Den Gedichtband „Deine Augen ... im Schatten des Feigenbaumes“, mit Übersetzungen ins Italienische von Giovanni Campisi.

Während der Titel poetische Liebesgedichte als Inhalt anzudeuten scheint, entpuppt sich der Band schnell als (verzweifelte) Suche: „Ich suche das Wissen ... / ich suche die Wurzeln ... / ich suche die Liebe ... / ... ich suche die Antwort ... / ich suche den Frieden.“ Doch leider: „Der Frühling ist immer zu kurz“. Schönes endet zu schnell.

Der Lauf eines Lebens (Gedicht „Lebenslauf“) ist, so der Autor, eine Jagd „nach einem Blatt im Wind“. Wobei sich Kurt F. Svatek mit einem Blatt vom Feigenbaum nicht zufriedengibt. Denn so wäre ein „weltumspannendes Lächeln“ kaum zu erreichen. Wie aber dieses Ziel erreichen? Das „Aufblühen“ im Schatten des Feigenbaumes dauert nur „bis in den Morgen“. Auch wenn dieser Tag „aus der Zeit gefallen ist“.

So ist es dem Autor bisweilen, als „sänge ich nur von mir.“ Andere Gedichte beweisen allerdings das Gegenteil. Und „nach den verlorenen Jugendtagen“ („nach den Nächten in den Kellern“), „da war alles ganz ruhig geworden, / nur nicht das Herz.“

Dieses unruhige Herz aber hält wach und lebendig, leidet und forscht, glaubt, in der Wüste das Eine, Reine, Wesentliche zu finden. Glaubte an die Überwindung des Hasses: „Denn der Haß / ist ein todsicherer Attentäter.“

Noch geht die „Sehnsucht“ des Suchenden nicht auf. Plagen werden durchlitten, Hunger und Durst – nach dem Leben – peinigen den Einsamen. Bis er sich an den Duft eines kleinen Veilchensträußchens erinnert, das er der Geliebten schenkte. Die „Leidenschaft“ scheint zwar „verschwunden“, aber die Liebe nicht. Schließlich die Erkenntnis, dass die eigene Seele (noch immer?) diese Wüste ist. (Gedicht „Die Wüste der Seele“). Und plötzlich scheint der Suchende das Göttliche zu erkennen: „Dein Wille geschehe“. Ein Wille, der allerdings letztlich doch wieder auf die Liebe verweist: „Nun weiß ich, / daß ich in der Liebe / mein Leben / finde.“

Kurt F. Svatek, von Beruf Pädagoge, lässt die Suche versöhnlich enden, lässt eine „Lehrstunde“ (Angesichts der „Wüsten“-Gedichte ist man versucht, auch „Leerstunde“ im Sinne einer Erkenntnis, die man aus der Leere, nämlich der Einsamkeit, zieht, zu sagen) an uns vorüberziehen, bezieht den Leser mit ein. Denn wer hat nicht auch in seinem Leben hoffnungslose Stunden erlebt?

Andere Autoren versuchen die Leser zu schocken, Kurt F. Svatek geht einen anderen Weg, einen friedvolleren, doch wäre es nicht endlich allerhöchste Zeit, Frieden nicht länger als kämpferische „Pax Romana“ zu verstehen, sondern als das, was er eigentlich bedeuten sollte: Harmonie mit anderen Menschen und mit der uns umgebenden Natur.

Brigitte Pixner



Jedes neue Buch von Ilse Tielsch bringt Freude, besitzt es doch drei besondere Eigenschaften, die in der Gegenwartsliteratur selten, für den Leser aber wertvoll sind: Klarheit des Textes, eine Spur Hoffnung selbst dort, wo der Vorhang der Tragik fast heruntergefallen scheint, und Heiterkeit, die nicht sarkastisch zugleich ihr Gegenteil meint.

Ihr neuestes Werk, eine Sammlung von Erlebnissen aus allen Teilen der Welt, ist

keine Biographie einer Vielgereisten, sondern fast könnte man wie bei einem pointillistischen Gemälde von Farbtupfen sprechen, die sich, wo es notwendig scheint, zu Farbflächen ausdehnen, oder nur einen Augenblick wiedergeben, einen erfüllten Augenblick oder ein kurzes Gespräch. Der treffend gewählte Titel „Unterwegs“ lässt den Inhalt ahnen: ein Buch von Menschen und Landschaften, Erinnerungen und Betrachtungen.

Obwohl Ilse Tielsch innerhalb der drei Blöcke, in die sie ihr Buch teilt, in chronologischer Reihenfolge ihre Erinnerungen erzählt, scheint dem Leser alles gegenwärtig und lebendig. Zeit spielt keine Rolle und die Welt kennt keine Grenzen. Die vielen Lesereisen ebenso wie die freiwilligen, die sie bis in die entlegensten Winkel unternimmt, sind für das sensible Empfinden der Dichterin überreich an inneren und äußeren Erlebnissen und neuen Begegnungen, die durch das Festhalten in diesem Buch zu dauernden Bekanntschaften werden, auch wenn es nur kurze Gespräche waren.

Aber es sind nicht nur die Lebenden, die ihr begegnen, sondern auch die Großen der Vergangenheit. So folgt sie in Amerika den Spuren ihres engeren mährischen Landsmanns Karl Postl, der dort als Charles Sealsfield zu Weltruhm gelangt ist, so sucht sie in Höflein bei Grusbach, das heute Hrusovany heißt, vergeblich nach dem Schösschen, von dem Joseph von Eichendorff fröhlich erzählt hat, und erinnert sich auf Wiesenstein und Hiddensee an Gerhart Hauptmann und sein tragisches Ende. In Karlsbad lässt sie natürlich Goethe aufleben, aber gedenkt ebenso der anderen Größen, die sie in den Eintragungen der Gästebücher aufspürt, darunter als besonderes Kuriosum die eines Charles Marx, Privatier aus London.

In Altösterreich, in Czernowitz, sind es Paul Celan und Rose Ausländer, im nahen Brody Joseph Roth, die ihre Reise zu einem Besuch werden lassen. Am allerherzlichsten, man darf es wohl so nennen, ihre Begegnung mit Adalbert Stifter in Oberplan. Solche Erinnerungen sind nur wenige Kapitel des Buches, doch besonders erwähnenswert durch ihren liebevollen, ja fast vertrauten Umgang mit diesen Genies, ohne die Ehrfurcht vor ihnen durch billige Anekdotik zu zerstören.

Um nur einige wenige Erlebnisse von anderer Art zu streifen: 1984 in Polen erschüttern sie die heimlich ausgestellten Fotos des Märtyrers Popieluszko und die vielen traurigen Geschichten von der Gewalt des Regimes. In Izmir muss sie das wunderbare Glitzern, das wie ein Spiel von Glasperlen wirkt, enttäuscht als Schimmer der Blechhütten des Armenviertels erkennen. Ebenso voll Traurigkeit ihr Erlebnis der Bettler von Bukarest. Zwei Mal Russland, 1993 nach dem Aufstand gegen Jelzin und 1998 empfindet sie wie Besuche in zwei verschiedenen Ländern. Ägypten, Brasilien, Schweden, Griechenland und ihre mährische Heimat sind unter anderen weitere Reiseziele. Ihre schönsten und farbigsten Landschafts-

**Ilse Tielsch**

**UNTERWEGS**

**Reisenotizen und andere**

**Aufschreibungen**

**Literaturedition Niederösterreich,**

**St. Pölten 2009**

**ISBN 978-3-902717-00-9**



schilderungen widmet sie Schottland und den Vereinigten Staaten von Amerika, die sie von Süden bis Norden durchquert.

Kurze unfreiwillig paradoxe Gespräche mit Reisenden in der Eisenbahn, die sie notiert hat, schließen das Buch ab, das uns nicht nur in fremde Länder führt, sondern uns zugleich mit seiner Autorin über Kunst, Politik, Philosophie und alle Herrlichkeit der Welt diskutieren lässt.

Heinz Gerstinger



**Cornelia Travnicek**

## **FÜTTER MICH** **Erzählungen**

**Skarabæus Verlag,**  
**Innsbruck, Bozen, Wien 2009**  
**ISBN 978-3-7082-3272-0**

In ihren elf neuen Erzählungen bringt die blutjunge (1987 geborene), literarisch bemerkenswerte Autorin viel Beklemmendes, das jedoch sprachgewandt in einer seltsam distanzierenden, kühlen „Schwebe“ gehalten wird. Faszinierend und abstoßend zugleich sind die Sujets der Texte. Ein besonderes Beispiel dafür ist die Titelerzählung „Fütter mich“, in der sich eine junge Frau nicht nur

so lange füttern, sondern überfüttern, ja mästen lässt, bis ihr Körper dabei nicht mehr mitmacht. Mit Akribie und einer geradezu „mörderischen Konsequenz“ wird einem verwirrenden, an sich unverständlichen „Frauensicksal“ auf den Grund gegangen. Kein Wort zu viel wird gebraucht. Kein Wort zu wenig. Der kühle Beobachter – der Mann, der die junge Frau angeblich liebt – scheint ihr in einer Art Hassliebe verbunden zu sein, die allerdings letztlich nicht die neugierigen Internet-User, die das allmähliche Totfüttern mit Interesse verfolgen, sondern die Polizei und den Staatsanwalt auf den Plan rufen sollten. Und nicht erst nach dem Tod der Frau wie in dieser Erzählung.

Minutiös wird, ohne jedoch anzuklagen, versucht, die ins Krankhafte gesteigerte Persönlichkeit des Mannes, nebenbei auch die der Frau, wenigstens teilweise nachvollziehbar zu machen. Ein fundiertes Beispiel für angehende Psychiater. Die abgründige Grausamkeit nicht nur des „Mörders“, sondern auch des „Opfers“ wird aufgezeigt: „Du konntest eine grausame Herrin sein, denn du hast mir Teller nachgeworfen, auf denen ich dir dein Essen brachte. Du hast geschrien und geweint und gleichzeitig nach mir verlangt“, so der Täter.

Handelt es sich in „Fütter mich“ um mehr oder weniger absichtliche Grausamkeiten, kann diese Böswilligkeit dem kleinen autistischen Jungen Jan, der alles Mögliche und Unmögliche (Radiergummis, Konfetti etc.) in sich hineinisst, natürlich nicht angelastet werden. Er merkt selbst nicht, wie sehr er das Leben der ihn umsorgenden großen Schwester beeinträchtigt bis zerstört.

Geht es in den beiden genannten Fällen eher um Ess-Lust, ist in der Erzählung „Eklipse“ vom Gegenteil die Rede, von der Ess-Unlust, die bis zur extremen Magersucht vorangetrieben wird. Auch hier wird eine ausweglose Situation gezeigt, die unweigerlich mit dem Tod enden müsste.

Andere Ess-Gelüste empfindet ein junger Mann in der Geschichte „Ouroboros“, ein Kannibale, der einen alten Mann in seine Wohnung lockt und ihn schließlich neben einer teils bereits schon „verwerteten“ Toten in die Kühltruhe sperrt (Immerhin gab es ähnliche Fälle).

Auch in den übrigen Erzählungen dominieren Blicke in die abgründigsten Tiefen der menschlichen Seele. Alle wie ein „Distanziertes Standbild. Musik in Moll“. Doch bestechend, bezaubernd, wie „Weißes Rauschen in mir.“

Selbst die Schilderung einer sauren Gurke, Eis etc. essen, im siebenten Monat Schwangeren lässt alles andere als „Siebente-Himmel-Hoffnungen“ oder gar Glücksgefühle zu, denn das Ungeborene wird ohne Vater aufwachsen müssen.

Cornelia Travnicek versucht mit großer Gestaltungskraft stets Vorgegebenes zu hinterfragen, zu entlarven, sucht scheinbar den Ausweg, besser gesagt einen Übergang in eine andere Welt. (Es muss keine bessere sein!)

Angedeutet in „Vulpes vulpes“: „Ein Schritt noch. Mit dem Wasser war das letzte Stück Grenzland hinter mir. Die Kindheit.“

Auf andere gefährliche Weise versucht das auch ein eigenbrötlerischer, bisher unauffälliger Schüler, der zum Amokläufer wird und wahllos niederschießt, was ihm in der Schule vor den Gewehrlauf kommt. Auch dieses Thema ist durchaus aus dem Leben gegriffen. Und die Überlegungen des jungen Amokläufers: „Jetzt kriechen sie wieder aus ihren Löchern, die Besserwisser und Moralprediger. Auf einmal ist alles von vornherein klar gewesen und jeder weiß einen Grund ... fehlende Liebe und all das ...“ Auch hier also die Beobachtung pathologischer Wesenszüge im Vordergrund. Nur, welcher ist der richtige Grund? Muss Unerklärliches unerklärlich bleiben?

In der letzten Geschichte setzt sich die Autorin mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinander, die durch die Erzählungen über ihre Urgroßmütter und die Geschichten, die diese erzählen, dem Leser nahegebracht wird. Es liegt auf der Hand, dass frühere Zeiten beileibe nicht besser waren, alles andere als ein „Honiglecken“, um es im Sinn von „Fütter mich“ auszudrücken. Harte Kriegs- und Nachkriegszeiten können wohl als Ansatzpunkt für heutige fehlgeleitete Verhaltensweisen angesehen werden.

Was bleibt? Bei der Autorin sicher neben ihrem Einfühlungsvermögen, ihrer intensiven Erzählkunst, neben aller psychologischen auch die literarische Feinarbeit, die „Liebe zu den Wörtern“ – offensichtlich auch zu fremdsprachigen. Dazu Weitblick, „männliche Härte“ und „weibliche Intuition“.

Man darf auf die weiteren Bücher der jungen Autorin Cornelia Travnicek gespannt sein.

Brigitte Pixner



## **Brigitte Wiedl**

### **IMMER DIESES LEBEN**

#### **Gereimte Gedichte für „normale“ Menschen**

Österreichisches Literaturforum,  
Weißkirchen in der Wachau 2009  
ISBN 978-3-900860-37-8

Dem Titel dieses Gedichtbandes möchte ich entgegenhalten: „Liebe dieses Leben“, denn wir haben kein anderes als dieses Leben! Wesentlich ist, wie wir damit umgehen, damit zurechtkommen, es gestalten, dieses Leben leben.

Das ist die Quintessenz und die Frage, die ich mir gestellt habe, bevor ich das von Brigitte Wiedl im Österreichischen Literaturforum erschienene Büchlein aufgeschlagen habe, um es zu rezensieren.

In dem mich eingangs, als Sentenz, Andy Warhol aufklärt, dass Kunst das ist, was man sich erlauben kann. Also fragte ich mich, ob ich der richtige „erfahrene Kollege“ sei, wie es im Vorwort der Autorin heißt, der ihren Lyrikband rezensieren sollte.

Denn ich halte, auch wenn ich alles andere als ein Konformist bin, sehr viel von gereimten Gedichten. Bewundere, seit ich lesen kann, Rilke, Kramer, Kästner, Mell, Keller, Storm, Heine, Brentano, Geibel, Werfel, Bachmann, Weinheber, Ebner-Eschenbach und all die Großen bis hin zu Vogel, Dietmeier, Lang und Heller und Tielsch.

Ich liebe die Dichter, die sich nicht von jeder beliebigen Moderichtung leiten lassen. Und so gefällt es mir, dass sich Brigitte Wiedl nicht von „modernen“ Lyrikern „rügen“ lässt, wenn sie „gereimte“ Gedichte schreibt, und nicht nur solche, welche nur in freier Form Gefallen finden, dem Zeitgeist angepasst.

Ich habe in ihren 89 Seiten „belebten Büchlein“ viel gefunden, das mich anspricht, mir besonders gefällt, sowohl in althergebrachter, gereimter Gedichtform als auch Lyrik in Haiku und in freier Form gehalten.

Verse, die Gefühle sichtbar, hörbar werden lassen, die nachdenklich stimmen; verleiten zum Innehalten in dieser hektischen, gestressten, schnelllebigen Zeit. Es schenkt nicht nur „normalen“ Menschen, wie im Titel des Gedichtbandes angekündigt, sondern allen Lyrikfreunden beglückende Momente.

Helmut Pacholik



## **Lida Winiewicz**

### **KATZENTISCH**

#### **Kulinarische Abenteuer**

Amalthea, Wien 2009  
ISBN 978-3-85002-693-2

Der Katzentisch, der unansehnlichste Platz eines Restaurants, an dem Frauen ohne Begleitung häufig landen, war ursprünglich das Thema der Autorin. Doch da sich dieses Thema sehr bald für sie als langweilig und deprimierend herausstellte, behielt sie davon nur den Titel und das Titelbild: die Katze sitzt zu Tisch mit Messer und Gabel in

den Pfoten und leckt sich erwartungsvoll das Schnäuzchen. Und auch die Leser können sich auf ein kulinarisches Vergnügen freuen, auf köstliche kleine Portionen, von denen sie nach 165 Seiten gewiss sehr gern noch mehr hätten.

Was Lida Winiewicz in diesem Buch an Erlebtem und Beobachtetem versammelt hat, verdient sämtliche Hauben. Von der Einbrennsuppe bis zum Coq au Vin – es geht nicht um Kochrezepte, sondern um Situationen und Geschichten, die mit Essen aus verschiedenen Gründen zu tun haben. Vom schäbigen Kaffeehaus mit zerborstenen Plastiksitzen bis zum Florian am Markusplatz – der Leser wird an sehr unterschiedliche Orte geführt, deren Personal die gesamte Skala des Verhaltens aufweist, vom „Wir-haben-geschlossen“, obwohl der Kunde mitten im Lokal steht, bis zu stillen kleinen Wundern an Gastlichkeit.

Es sind kleine nach allen Regeln der Kunst gewürzte Geschichten, scharf beobachtet, unerbittlich hinterfragt, humorvoll, witzig, unterhaltsam und nachdenklich – und all das erzählt mit dem Wissen, der Menschlichkeit und Erfahrung einer „Alten“, wie Lida Winiewicz von den Personen ihrer Geschichten manchmal genannt wird. Mit Leichtigkeit erzählt sie. Da sitzt sie in einem Wirtshaus, einem Restaurant, im Speisewagen, am Esstisch einer Freundin oder mit der Enkelin in einer Konditorei, und es entgeht ihr nichts.

Dieser Katzentisch ist kein deprimierendes Plätzchen neben dem Klo oder der Küchentür, an ihm kann der Leser sich mit großem Vergnügen niederlassen.

Elisabeth Schawerda



Nur wenige wissen von Hemingways Winteraufenthalten in Österreich 1924 und 1925, genauer gesagt in Schruns im Montafon, und wie prächtig er es verstand, mit der bäuerlichen Bevölkerung schon nach kurzer Zeit „Bruderschaft zu trinken“. Mehr darüber zu erfahren, verdanken wir dem mit viel Liebe und aufgrund unermüdlicher Recherchen geschriebenen und prächtig ausgestatteten, bilderreichen Buch von Günther J. Wolf.

Die Silvretta bot Hemingway Abenteuer

und Gefahren, wie er sie liebte. Er kam in Begleitung seiner ersten Frau Hadley Richardson, seinem Söhnchen John, das er Bumby rief, und seinem Freund, dem bekannten Schriftsteller John Dos Passos. Der erste Winteraufenthalt war vielleicht die einzig glückliche und, was noch mehr wiegt, die einzig zufriedene Zeit in seinem Leben. Mit dem zweiten kam die Wende. Und dies ist es, weshalb seine Silvretta-Aufenthalte nicht nur für österreichische, und im Besonderen für Vorarlberger Leser von lokalem Interesse sind, sondern, wie Günther J. Wolf schon im Untertitel seines Buches verrät, als Marksteine in der Biographie des großen amerikanischen Dichters gelten dürfen. Hier in Schruns schrieb er seinen Roman „The Sun Also Rises“, der unter dem Titel „Fiesta“ seinen literarischen Durchbruch bedeutete. Aber hier trat auch während seines zweiten Aufenthaltes die raffinierte Millionärstochter Paula Pfeiffer in sein Leben, die bald seine zweite Frau wurde. Sie war ihm mit etlichen Freunden aus der Pariser Bohème, vor allem aus dem Salon der berühmten Gertrude Stein,

**Günther J. Wolf**  
**SILVRETTA CONNECTION**  
**Die schicksalhaften**  
**Aufenthalte von**  
**Ernest Hemingway und**  
**John Dos Passos im Montafon**

**RHÄTIKONVERLAG, Bludenz 2008**

**ISBN 978-3-901607-32-5**

nach Schruns gefolgt, und das ruhige Idyll war über Nacht dem Lärm der neuen Gäste aus der Großstadt gewichen. Hemingway wurde wieder in jenen Kreis geschleust, den Stein mit Recht die „Verlorene Generation“ nannte und zu dem unter anderen Ezra Pound, James Joyce und Jean Cocteau gehörten. Nach dem Bruch mit Hadley begann für Hemingway eine neue Zeit der Ruhelosigkeit.

Aber Wolf ist vor allem der Chronist seiner Vorarlberger Zeit, so wenig er Rückblicke und Vorausschauen scheut. Hier lässt er kein Detail aus, das er mit Recht für die künstlerische und charakterliche Entwicklung des Dichters für bezeichnend hält. Mit viel Liebe und Genauigkeit schildert er dessen Leben in und um Schruns. Die Hemingways wohnten im Hotel Traube, aber es gab im Ort und den Dörfern der näheren und weiteren Umgebung bis hinüber nach Tirol kaum ein Wirtshaus, kaum eine Schutzhütte, wo der amerikanische Dichter nicht Stammgast gewesen war und mit den Bauern und Holzhackern fröhlich gezecht hatte. Wolf weiß von etlichen Geschichten, die, typisch für seine Umgangsart, von ihm erzählt werden, etwa seine friedliche Unterhaltung mit einem ehemaligen österreichischen Soldaten der Dolomitenfront, an der er als Kriegsberichterstatter auf der anderen Seite dabei gewesen war und schwer verwundet wurde.

Hemingwaystuben erinnern heute noch in vielen Lokalen an den markanten Gast vor fast einem Jahrhundert. Wolf versucht das oberflächliche Bild Hemingways als Abenteurer, Säufer und Frauenheld genauer zu untersuchen und entdeckt hinter der rauen Maske einen im Grunde sensiblen Charakter. So soll nicht er die Frauen leidenschaftlich begehrt haben, sondern weit mehr ihren Verführungskünsten verfallen sein. Und mit seiner Härte wollte er vielleicht so manche Schwäche seines Wesens überdecken, seine Verzweiflung am Leben, die ihn unterschwellig immer begleitete, und der er, wie sein Vater und später seine Tochter, durch Selbstmord erlag.

Ein eigenes Kapitel widmet Wolf dem Plan und der Errichtung des Hemingwaydenkmals in Schruns, das trotz großen Widerstands einflussreicher Kreise errichtet wurde. Hemingways nach seinem Tod entdeckter Brief, in dem er prahlerisch von 122 Deutschen sprach, die er persönlich erschossen hatte, und seine angebliche Tötung eines Kriegsgefangenen ließen ihn selbst in Amerika laut internationalem Kriegsrecht als Kriegsverbrecher erscheinen, bis deutsche Universitäten den Nachweis erbrachten, die Briefstelle sei erfunden, eine krankhafte Phantasie des alten, nicht mehr zurechnungsfähigen Hemingway.

Dass der Leser des Buches einige Male aufpassen muss, die Zeitfolge der Handlungen nicht durcheinanderzubringen, ist bei der Fülle des Stoffes erklärbar. Das Werk kann zugleich als Festschrift gelten, ein Geschenk an die Menschen im Montafon, die den Autor bei seiner Arbeit unterstützten und denen der zweite Teil des Buches besonders gewidmet scheint. Der erste, weitaus größere und gewichtigere Teil aber ist nicht nur für alle Hemingwayleser von größtem Interesse, sondern zugleich und vor allem ein literarisches Werk, dem die Hemingwayforschung zu großem Dank verpflichtet ist.

Heinz Gerstinger



Zum 80. Geburtstag von Adam Zielinski hat ihm und seiner treuen Lesergemeinde der Verleger Lojze Wieser einen bibliophilen Band mit einem Erzählkranz von zwölf jüdischen Geschichten zum Geschenk gemacht.

Sie sind allesamt schon in früheren Büchern mit Geschichten des Autors herausgekommen (Band VI und VII der Gesamtausgabe

aus dem Jahr 2004 – Jan war Jossele bzw. Am Lowarejpass und andere Reisen sowie in „Als die Russen nach Hirschberg kamen“ – 2008), wurden aber im Rahmen des Auswahlverfahrens neu bearbeitet.

**Adam Zielinski**

## **ZWÖLF JÜDISCHE ERZÄHLUNGEN**

Wieser Verlag, Klagenfurt/

Celovec 2009

ISBN 978-3-85129-833-8

Jedem Text ist eine subtile Zeichnung von Magdalena Leśniowska vorangestellt, mehr als die Hälfte – eben jene, die viel Vokabular und viele Begriffe aus dem Jiddischen ausweisen – ist zum Abschluss mit einem Glossar zum besseren Verständnis für den weniger Eingeweihten versehen. Cornelius Hell, der hochgeachtete Literaturkritiker, Übersetzer und Rundfunkredakteur, ein großer Wertschätzer des Œuvres von Adam Zielinski, hat ein Nachwort verfasst.

Dass ein Mann mit Weltgewandtheit, profunder Bildung, hoher Intelligenz, Erfolgsvorliebe und Durchschlagskraft in den Bereichen des Unternehmertums und der Ökonomie, Familienmensch mit fürsorglichem Blick auf eine gute Zukunft seiner drei geliebten Enkelkinder mit der im Grunde kaum zu verschmerzenden Trauer über die Ermordung seines Vaters und seiner Mutter, als er zwölf Jahre alt war, fertig zu werden trachtet und das seit 20 Jahren als Anstoss und Motivation für das Hervorbringen eines umfangreichen literarischen Werkes von hoher inhaltlicher und sprachlicher Qualität erlebt, ist als das Stauenswerte an der Persönlichkeit des Adam Zielinski zu betrachten.

Die Atmosphären des galizischen Shtetls und der originellen, klugen, oft mit Listigkeit durchsetzten Denkweisen der Rabbis werden lebendig, Lemberg, Krakau, Hirschberg im Riesengebirge, Budapest und das Wien der letzten 50 Jahre sind Schauplatz oder topographischer Hintergrund für die Geschehensverläufe. Hader mit Gott ist ebenso anzutreffen wie Besorgtheit und Furcht vor dem Nachlassen der Manneskraft und das permanente Sündenbock-Suchen im Kreis der Juden für die Übel und Misslichkeiten im Leben; dem immer wieder aufkeimenden und ausbrechenden Antisemitismus kann man nicht mit Ironie und Distanz beikommen und begegnen, die Unausrottbarkeit und Unglaublichkeit von Vorurteilen, die in Pogromen ihren Ausdruck finden und die in der jüngeren Vergangenheit in der zynischen Vernichtungsindustrie des Holocaust gipfelten, ist in Sprache kaum fassbar.

Weisheit und hintergründiger Humor stehen der Traumatisierung durch den sinnlosen Tod, der Grausamkeit der Henker und Schlächter und ihrer Helfershelfer gegenüber, der Errichtung von Gedenksteinen für die Ermordeten, der Weigerung gegen das Sich-Abfinden mit der Austauschbarkeit und Ersetzbarkeit von Verstorbenen, die einem nahegestanden sind.

Die Gräber sind die Wurzeln unserer Identität, wenn auch mancher skeptisch zu meinen vermag: „Rauch lässt sich nicht bestatten. Und sie alle sind als Rauch irgendwohin verschwunden.“

Der Weg des früh Verwaisten, mit Gelegenheitsarbeiten beim Bau, bei der Müllabfuhr und Kanalräumung sein Leben Fristenden über den Werkstudenten an der Jagellonischen Universität in Krakau, den Rundfunkjournalisten, den Flüchtling nach Österreich, den hell-

sichtigen Wirtschaftstreibenden mit dem Spürsinn für rentable Innovationen und den letztlich vom Staat „ausdekorierten“ Chronisten seiner Herkunft, seines Lebensweges, seiner Freund- und Feindschaften, seiner Leiden, aber auch Freuden ist ein letztlich logisch konsequenter und geradliniger und hat Adam Zielinski nicht von ungefähr zum ersten Träger des Manès-Sperber-Preises werden lassen.

Alfred Warnes



## Rezensionen im Heft 1/2010

Folgende Werke unserer Mitglieder werden unter anderem im Heft 1/2010 rezensiert:

**Hademar Bankhofer, Claudia Lenz**

**IHRE GESUNDHEIT LIEGT MIR AM HERZEN**

Südwest Verlag, München 2009 | ISBN 978-3-517-08503-6

**Karl Karpisek**

**HINTERM SILBERGLAS | Gedichte**

edition Musagetes, Wien 2009 | ISBN 978-3-9502626-2-9

**Eva Kittelmann**

**DIE AUFGABE ODER EROS WIE IM HIMMEL SO AUF ERDEN**

edition spruchreif, St. Leonhard/Hw. 2009 | ISBN 978-3-9502172-7-8

**Georg Kövöry**

**EIN UNGAR KOMMT SELTEN ALLEIN | Der Magyarenspiegel aufpoliert**

Starks-Sture Verlag, München 2009 | ISBN 978-3-939586-11-1

**Gregor M. Lepka**

**AUS DEM FENSTER DER BLICK | Gedichte**

Resistenz Verlag, Neuhofen, Linz, Wien 2009 | ISBN 978-3-85285-182-2

**Martin Lödl**

**FATALES DESIGN | Sachbuch**

Merzinger-Pleban, Pressbaum 2009 | ISBN 978-3-9501010-8-9

**Georg Markus**

**WIE DIE ZEIT VERGEHT | Neues, Heiteres und Spannendes aus Österreichs Geschichte**

Amalthea Signum Verlag, Wien 2009 | ISBN 978-3-85002-685-7

**Lene Mayer-Skumanz**

**DER WEIHNACHTSBÄR UND ANDERE GESCHICHTEN**

Mit Bildern von Iris Wewer

Sauerländer Verlag, Düsseldorf 2009 | ISBN 978-3-7941-7649-6

**Susanne Moser**

**DIE HIMMEL SIND OFFEN | Gedichte**

Czernik-Verlag / EDITION L, Hockenheim 2009 | ISBN 978-3-934960-80-9

**Wilhelm Pellert**

**OSKAR WERNER. EIN MONODRAM**

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2009 | ISBN 978-3-902717-04-7

**Karl Plepelits**

**ZU GAST BEI APHRODITE | Roman**

Schweitzerhaus Verlag, Erkrath 2009 | ISBN 978-3-939475-79-8

**Karl Plepelits**

**UNTERWEGS IN ÄGYPTEN | Reiseroman**

Iatros Verlag, Dienheim 2009 | ISBN 978-3-86963-350-3

**Herbert Rosendorfer**

**DER MANN MIT DEN GOLDENEN OHREN | Ein Italienroman**

Kiepenheuer & Witsch, Köln 2009 | ISBN 978-3-462-04077-7

**Marlen Schachinger**

**HERTA FIRNBERG | Eine Biographie**

Mandelbaum Verlag, Wien 2009 | ISBN 978-3-85476-308-6

**Hugo Schanovsky**

**HÖLLE, WO IST DEIN SIEG? | Prosagedichte**

Österreichischer Pensionistenverband, Linz 2009

**Elisabeth Schawerda**

**PERSEPHONES SPUREN | Der Garten als Spiegel des Lebens**

Edition Koenigstein, Klosterneuburg 2009 | ISBN 978-3-901495-48-9

**Elisabeth Schawerda**

**ENGEL DER LAGUNE | Neue Gedichte aus Venedig**

Mit Offsetfarblithographien von Ingrid Brandstetter

Edition Thurhof, Horn 2009 | ISBN 978-3-900678-02-9

**Waltraud Seidlhofer**

**TAGE, PASSAGEN**

Klever Verlag, Wien 2009 | ISBN 978-3-902665-14-0

**Waltraud Seidlhofer**

**PODIUM PORTRÄT 48 | Ausgewählte Gedichte**

PODIUM, Wien 2009 | ISBN 978-3-902054-75-3

**Andreas Sethy**

**MÄRCHEN FÜR ERWACHSENE**

Verlag Liber Libri, Wien 2009 | ISBN 978-3-85481-050-6

**Kurt F. Svatek**

**A JOURNEY ROUND THE WORLD | Poems**

World Poetry Almanac, Ulaanbaatar 2009 | ISBN 978-99929-78-48-1



## Neue Mitglieder

Bedingt durch die Sommerpause und den Redaktionsschluss konnten später eingetrafene Anträge von Autorinnen und Autoren für die Neuaufnahme in unseren Verband hier noch nicht berücksichtigt werden.

Jetzt aber freuen wir uns, Eleonore Rodler und Dr. Lidio Mosca-Bustamante als Mitglieder im Österreichischen Schriftstellerverband begrüßen zu können und präsentieren Auschnitte aus ihren neuen Werken.

### **Lidio Mosca-Bustamante**

#### **DIE MAGISCHE VIHUELA**

#### **Erzählungen**

Übersetzung aus dem Spanischen von  
Gerhard Giesa

Vier-Viertel-Verlag,  
Strasshof, Wien 2005  
ISBN 3-902141-15-8

„Als der Frühling kam, weitete sich die Luft, die milde Wärme machte die Dinge weich und geschmeidig, in den Gärten blühten wieder die Bäume, Sträucher und Blumen, und man hörte das Summen der Insekten. Es war der Zeitpunkt, an dem der Körper Agustinas gleich einer edlen Blume den Zustand absoluter Vollendung erreichte. Niemand konnte sich vorstellen, dass so etwas existierte, aber es war da, und das war der Beweis dafür, dass das scheinbar Unmögliche

immer möglich ist. Denn die wunderbaren Dinge beeindrucken uns nicht, wie sie einfach da sind, innerhalb unserer Seh- und Reichweite existieren. Und wenn sie nicht konkrete Wirklichkeit wären, würde die Vorstellung uns glauben machen, dass sie bloße Erfindung sind.

So geschah es mit Agostina Cáceres: Die stofflichen Erscheinungsformen ihres Körpers und ihres Gesichts verbanden sich dergestalt, dass jene, die sie sahen, den Eindruck hatten, das Außergewöhnliche habe zum ersten Mal fleischliche Gestalt angenommen. Jeder, der sie sah, hatte den gleichen schreckverstörten Gesichtsausdruck, so, als ob man zum ersten Mal eine Rose sieht, die zehnmal größer ist als gewöhnlich. Niemand, kein anderes Mädchen war so schön wie diese Jungfrau.“ (aus: Der Duft Agustinas)

„In der Zwischenzeit waren fast alle unsere Männer aus dem Feichtenbachtal und der Umgebung einberufen worden. Auf mich hatte man wegen meines Gebrechens verzichtet. Vermutlich waren aber auch die Heimleitung und der Arzt dafür, noch einen zusätzlichen Mann im Hause zu haben.

**Eleonore Rodler**  
**FEICHTENBACH**  
**Eine Faction**

**Edition Va Bende, Klosterneuburg 2009**  
**ISBN 978-3-85167-224-4**

Über das, was im Heim geschah, wurde nie gesprochen. Die SS-Leitung ordnete strikte Geheimhaltung an. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr Frauen, vorwiegend Deutsche, kamen ins Heim, um hier ihre Kinder zu gebären. Die Mütter wurden gut versorgt, und die Kinder waren in der Säuglingsstation gut untergebracht. Es kam schon manchmal ein beklemmendes Gefühl auf, wenn man hörte, daß eine Mutter wieder nach Deutschland zurückkehrte, den Säugling jedoch hier im Heim zurückließ. An manchen Tagen hatten wir mehr Kinder und Säuglinge im Heim als Mütter, und kurze Zeit später waren auch die Kinder weggebracht. Wohin, wußte niemand. Man sagte, daß sie in ein anderes Heim, näher zu den Müttern, verlegt wurden – aber ob das die Wahrheit war?

Ein anderes Mal hieß es, daß die Mütter die Kinder nicht mehr haben wollten und diese zur Adoption freigaben, meist an Familien hochrangiger SS-Offiziere. Entscheidend für ihre Adoption war, daß sie den äußerlichen Anforderungen entsprachen, denn um ihr Seelenheil kümmerte man sich nicht.“

## Aus dem Verband

### Auszeichnungen und Erfolge

**Prof. Dr. Adam Zielinski** erhielt aus Anlass seines 80. Geburtstags den „Manès-Sperber-Würdigungspreis für Leben und Werk“. Auch der Goldene Rathausmann wurde ihm heuer verliehen.

**Jutta Treiber** erhielt vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur den Würdigungspreis für Kinder- und Jugendliteratur 2008 und von der Kery-Stiftung den Würdigungspreis für Literatur.

**Kurt F. Svatek** wurde zum Ehrenmitglied der Internationalen Gesellschaft Griechischer Schriftsteller „Thea Athina“ ernannt.

Unsere Mitglieder **Heide Loisel** und **Dr. Brigitte Pixner** sind unter den Preisträgern des Erika-Mitterer-Lyrikpreises, den der Verband Katholischer Schriftsteller Österreichs ausgeschrieben hat. Das Motto des Wettbewerbs war ein Zitat der Schriftstellerin Mitterer: „Wer denkt, vermutet. Wer empfindet, weiß“.

**Christl Greller** gewann den Hauptpreis beim Literaturwettbewerb „Frauen auf dem Land“ des „Forum Land“, eine Initiative des NÖ-Bauernbundes.

**Kurt F. Svatek** gewann einen Preis beim 6. Internationalen Tanka Festival in Tokio.

Der Schriftstellerverband gratuliert sehr herzlich.

### Wir gratulieren herzlich:

Zum 95. Geburtstag: **Prof. Margit Pflagner**  
**OStR Prof. Dr. Otto Vicenzi**

Zum 90. Geburtstag: **Prof. Dr. Heinz Gerstinger**

Zum 85. Geburtstag: **Prof. Dr. Erich Liedl**

Zum 80. Geburtstag: **Herbert Zinkl**

Zum 70. Geburtstag: **Lene Mayer-Skumanz**  
**Edda Steinwender-Lebert (Edda Noreia)**  
**Dr. Günther Stingl**

### Wir trauern um unser verstorbenes Mitglied:

**Mag. Dr. Carla Kraus**

## Heinz Gerstinger zum 90. Geburtstag

Von Jugend an ein Schreibender, ein Arbeiter in und an der Sprache, wurde Professor Gerstinger dennoch über weite Strecken seines Lebensweges von der Öffentlichkeit nicht als Schriftsteller wahrgenommen, sondern als ein Mann des Theaters. Der Beruf des Dramaturgen war es, den er jahrzehntelang mit Leib und Seele ausübte, ein Beruf, von dem sich die allerwenigsten eine konkrete Vorstellung machen können. Das große Rätselraten aller Uneingeweihten über dieses vermeintlich so seltsame Metier, seinen Sinn und seinen Zweck, seine Aufgaben und seinen Inhalt, bietet wohl nicht zuletzt Stoff, aus dem Anekdoten sind. Eine davon hat mir Professor Gerstinger vor einiger Zeit selbst erzählt – und ich erlaube mir, sie hier wiederzugeben:

Nach zehn Jahren in der Dramaturgie der Vereinigten Bühnen Graz beendete er 1963 dieses so entscheidende und wichtige Kapitel in seinem Leben und nahm ein Engagement an die Städtischen Bühnen in Augsburg an. Bei seiner „Abschiedsvorstellung“, einer Festveranstaltung, die im westlich von Graz gelegenen Barockschloss Eggenberg stattfand, war auch der damalige steirische Landeshauptmann Josef Krainer (der Erste) zugegen. Nachdem alles gesagt war, alle Darbietungen zu Ende waren, richtete der Landeshauptmann in der ihm eigenen direkten und unverblühten Art an Gerstinger jene Frage, die ihm wohl schon die ganze Zeit auf der Zunge gelegen sein mochte: „Und was ist man, wenn man ein Dramaturg ist?“

Als einer, der mit dem Thespiskarren nie in nähere Berührung gekommen ist, würde ich diese Frage folgendermaßen beantworten: Der Dramaturg ist zunächst und vor allem Vermittler. Er steht mit einem Bein (dem Standbein) in der Theorie und in der Historie, mit dem anderen Bein (dem Spielbein) in der Praxis und in der Gegenwart des Theaters. Er muss in der Lage sein, wissenschaftliche Akribie mit einem hohen Maß an künstlerischer Phantasie zu verbinden, Organisationstalent mit der Bereitschaft und dem Willen zur Improvisation. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust: jene des Gelehrten und jene des Komödianten, des Mimen. Dass neben diesem durchaus fruchtbaren Zwiespalt auch die unbeirrbar Liebe zur gestalteten, dichterischen Sprache und eine ausgeprägte rhetorische Begabung zur Grundausrüstung eines Dramaturgen gehören, versteht sich von selbst – und dass Professor Gerstinger mit all diesen Gaben in denkbar reichem Maße gesegnet ist, daran kann kein Zweifel bestehen.

Publiziert hat er bereits in jungen Jahren, gleich nach dem Krieg, in Zeitungen, Zeitschriften und im Rundfunk, zu einem Buchautor wurde er allerdings, berufsbedingt, erst sehr spät, mit 48 Jahren. Seine ersten Bücher widmeten sich ohne Ausnahme dem Theater, entweder in Form grundsätzlicher Betrachtungen und kritischer Reflexionen oder aber in Form von Monographien über einzelne Dramatiker der Weltliteratur wie Calderon – seine Monographie über diesen spanischen Klassiker war eine Zeit lang sogar bei dtv lieferbar – und der österreichischen Literatur wie den zu Lebzeiten leidenschaftlich überschätzten, heutzutage aber lieb- und leidenschaftslos unterschätzten Anton Wildgans. Erst in späteren Jahren, als er seine Laufbahn als Dramaturg beendet hatte, widmete sich Gerstinger anderen Themen, erschlossen sich ihm nach und nach andere Bereiche, hatte er Muße, sich mit Geistesverwandten auseinanderzusetzen, mit historischen Gestalten, die ihn seit eh und je fasziniert haben: so mit Ulrich von Liechtenstein, dem großen steirischen Minnesänger; so mit Papst Gregor VII.

Eines der schönsten Bücher Gerstingers aus den vergangenen zehn Jahren ist jenes über die Wiener Salons, über Geschichte und Entwicklung der Wiener Salonkultur insbesondere des Biedermeier und der Gründerzeit, von den Tagen der Karoline Pichler also bis herab in die Zeit Hofmannsthals und seiner großbürgerlichen Gönnerinnen. Die Hinwendung gerade zu diesem Thema ist, wie mir scheinen will, alles andere als ein Zufall. Denn Salonkultur bedeutet immer auch: Gesprächskultur, und sie spielt im Leben Professor Gerstingers eine wesentliche Rolle. Ein Gespräch aufzubauen wie einen Theaterabend – diese Kunst beherrscht er virtuos. Mit ihm das zu führen, was man landläufig auf Neudeutsch „Smalltalk“ nennt, ist hingegen völlig ausgeschlossen, und ein gestaltloses, witz- und sinnloses Dargererede in seiner Gegenwart ebenso unmöglich wie eine lauwarm und unverbindlich sich in Freundlichkeiten ergehende Plauderei. Gespräche mit ihm, so sehr sie sich auch vom Hundertsten ins Tausendste bewegen können, haben immer einen gut funktionierenden Anfang, einen erkennbaren Verlauf und ein „richtiges“, bühnengerechtes Ende, und dabei wirkt er doch nie theatralisch und ist meilenweit davon entfernt, ein Poseur zu sein. Im Laufe seines Lebens war er, da bin ich mir sicher, vielen Menschen ein ideales Visavis, nicht zuletzt vielen Dichtern und Schriftstellern, etwa für Alois Hergouth, mit dem ihn von der frühesten Nachkriegszeit an nicht nur die gemeinsame pazifistische Gesinnung, sondern bald auch eine tiefe, innige Freundschaft verband, oder etwa den leider heute völlig vergessenen Dramatikern Harald Zusanek und Helmut Schwarz, für die er sich in Wort und Schrift energisch eingesetzt hat.

Mir persönlich wurde und wird jede Begegnung, jede Unterredung und jeder Gedankenaustausch mit Professor Gerstinger schon allein deshalb zum höchst anregenden Erlebnis, weil er über einen immensen Erinnerungsschatz und ein famoses Gedächtnis verfügt und sich bestens darauf versteht, Persönlichkeiten wie Friedrich Heer und Fritz Hochwälder, György Sebestyén und Herbert Eisenreich, mit denen er ebenfalls freundschaftlich verbunden war, zu schildern und zu vergegenwärtigen.

Der Weg vom Gespräch zum Essay ist nicht allzu weit, und so verwundert es auch nicht, dass Gerstinger ein Essayist von hohem Graden und von einiger Brillanz ist. Wer das noch nicht weiß, der möge in seinem 1972 erschienenen Sammelband „Theater und Religion heute“ nachlesen und sich selbst davon überzeugen. Leider sind die meisten Zeugnisse seiner essayistischen Kunst entweder – so wie dieser Sammelband – seit langen Jahren vergriffen, oder aber in alle Winde verstreut und auffindbar nur für denjenigen, der gezielt danach sucht, der entsprechende Recherche in Bibliotheken betreibt.

Es wäre längst an der Zeit, das Wichtigste, das Exemplarische zu sammeln – Arbeiten wie „Bert Brechts Haßliebe zum Christentum“ oder das ebenso ausführliche wie liebevolle Portrait, das Gerstinger von seinem Freund Hergouth 1975 für die Zeitschrift „Pannonia“ gezeichnet hat – zu bündeln und in Buchform herauszubringen. Vielleicht, wer weiß, werden wir an Professor Gerstingers 91. oder 92. Geburtstag einen solchen Sammelband in Händen halten – schon wär's! –, oder aber – was ich fast für noch wahrscheinlicher halte – ein neues Buch aus seiner nimmermüden Feder.

In diesem Sinne bleibt mir abschließend nichts anderes mehr, als ihm im Namen aller Kolleginnen und Kollegen von ganzem Herzen alles Gute zu wünschen.

Christian Teissl

## Nachruf für Doris Mühringer

Sollte sich ihre Bescheidenheit bewusst über ihr Ableben am 26. Mai 2009 hinaus fortsetzen, so wäre jeder sie betreffende Satz zu viel, ihrer objektiven Bedeutung und ihrem Rang nach sind selbst viele Sätze der Würdigung um einen oder einige zu wenig.

Es sind Wesensmerkmale wie Bedürfnislosigkeit, Zurückgezogenheit, Schweigensarbeit, Risikobereitschaft in Form des Ablehnens von einem Sich-Hervortun und dem Anstreben von Anerkennung und In-der-ersten-Reihe-Stehen, Abstandnahme von dem, was Mode ist, Hilfsbereitschaft gegenüber Kolleginnen und Kollegen, die ihre Person, ihren Charakter, ihren Fortbestand im Gedächtnis der Freunde ausmachen. Das dem Alleinsein, dem Fremdsein, der Todesnähe abgerungene Werk ist nicht umfangreich, es besitzt aber Gewicht.

Ein einzelnes Wort, eine kleine Wortgruppe kann Werthaltigkeit suggerieren, Bildkraft erwecken, Mittel zu Bindung und Verbindung von Menschen darstellen. Geschliffenheit und Überladung haben da keinen Platz – „Staub öffnet das Auge“, „Vögel, die ohne Schlaf sind“, „Tanz unter dem Netz“, „Aber jetzt zögerst du“ oder auch schlichtes und einfaches, im besten Sinn kindgerechtes „Auf der Wiese liegend“, „Ein Schwan auf dem See“, „Das Märchen vom Sandmännlein“ oder „Das hatten die Ratten vom Schatten“ sind Chiffren und Codes für die Mühe um das zutreffende Wort.

Für den Österreichischen Schriftstellerverband hat Doris Mühringer als Vorstandsmitglied nicht nur ihr Ansehen und ihre Reputation eingebracht, sondern bei den Entscheidungen über die Aufnahme von Autorinnen oder Autoren als neue Mitglieder durch ihr Sensorium für literarische Qualität viel an Gutem beigetragen. Sie hat Texte für alle drei in den letzten Jahren herausgegebenen Anthologien zur Verfügung gestellt, auch ausdrucksvolle Kurzprosa für die „Gedanken-Brücken“. Die Berufung zum Ehrenmitglied war als Selbstverständlichkeit anzusehen.

Hervorzuheben ist die Wertschätzung durch wesentlich jüngere Autorenkollegen: der Spontan-Nachruf von Elisabeth Schawerda in den PEN-Mitteilungen, die Publikation der Nummer 1 der Podium-Autorenporträts zum 80. Geburtstag im Jahr 2000 durch die Initiative von Manfred Chobot und Hannes Vyoral, die Dissertation des leider viel zu früh verstorbenen Christian Loidl über sie im Jahr 1984 und dessen einfühlsames Vorwort zu dem eben erwähnten Podium-Autorenporträt, Helmut Niederles Herausgabe des Gesammelten Werkes in vier Bänden im Jahr 2005 und die Moderation einer Gedenklesung zum Ableben durch Heinz Janisch, bei der Freunde der Autorin und ihres Werkes Mitte Juni 2009 im Literaturhaus Wien Texte von Doris Mühringer vortrugen.

Ein Nachruf für Doris Mühringer darf nicht zu Ende gehen, ohne dass sie selbst durch ihre eigenen Worte gegenwärtig geworden ist.

„SCHLIESSE dein Haus nicht zu, wenn du gehst, / mit den Toten zu reden. / Einer, der weiß, / der schon auf dem Weg ist, / einer, der einkehrt – // Er wird dein Feuer hüten, dein Herz, / die Ampel, die kleingebrannte, im Torweg: / daß du auch wiederkehrst! // Und wird lange lauschen. / Den Stimmen im Dachgebälk, dem Vogelflug, / eh er dir nachfolgt.“

„sich entfernend // so gehen die Dinge vorbei / an den Augen, am Ohr, / hinterlassend / hinter sich lassend ein Echo / vorbei an den Augen, am Ohr.“

„Etude in L // Lesen / lernten wir / Lieben / auch / (mühsam) / Lassen / immer noch / nicht.“

Alfred Warnes

## An Doris Mühringer denken

Als ich Doris Mühringer kennenlernte, war sie doppelt so alt wie ich – oder ich war halb so jung wie sie. Es war ein wunderbarer Sommer, wir beide Gäste des Bildhauersymposiums Lindabrunn in Niederösterreich. Denn der Bildhauer Mathias Hietz, Leiter und Initiator des Symposiums, und der Schriftsteller Alois Vogel, zugleich Mutter und Vater des Literaturkreises Podium, vielmehr treffender Mutter und Generalsekretär, waren miteinander befreundet. Warum nicht einmal Autoren und Autorinnen des „Podium“ zu den Bildhauern einladen? Wer auch immer von den beiden diese Frage zuerst gestellt hatte.

Ein Steinbruch, eine hügelige Gegend, Wiesen und Wälder, Bildhauer aus Japan und Deutschland, Rumänien und Österreich. Und so weiter international. Also kamen die Dichter beiderlei Geschlechts, um dort zu schreiben und mit den Bildhauern in Kontakt zu treten, eventuell deren Arbeit literarisch zu reflektieren. Doris und ich, wir wanderten – wie man sagt – durch die Fluren und sprachen über Literatur. Von Gedichten hielt ich damals wenig. Höchstens die amerikanischen Beat Poets ließ ich gelten. Dennoch war etwas in der Lyrik von Doris, das mich berührte, das einen Funken überspringen ließ. Doris vertrat ihre Ansichten, und sie hörte mir aufmerksam zu, wie ich die Sache sah.

„Ich bin die Doris“, sagte sie, und somit waren wir per du. Ich fühlte mich geehrt. Es reizte mich, mich mit ihr und ihrer Lyrik auseinanderzusetzen. Gleichzeitig sah ich mich herausgefordert, ihrem Weltbild eine politischere Komponente hinzuzufügen. Kein Missionar, jedoch einer, der davon überzeugt war, dass ein Autor sehr wohl die politischen Gegebenheiten wahrnehmen und danach seine Literatur ausrichten müsse. Und ich war begeistert, hingerissen, wie offen Doris meine Sicht hinterfragte, auch wenn sie nicht meiner Meinung war, ließ sie meine Sicht dennoch gelten. Ich schätzte ihre Offenheit.

Damals – Anfang der 1970er-Jahre – entwickelte sich zwischen uns Freundschaft und Vertrauen. Als wir später jahrzehntelang im Vorstand des „Podium“ saßen, blieb die Offenheit bestehen. Über meinen ersten Gedichtband schrieb sie eine Rezension, obwohl das Rezensieren von ihr selten gepflogen wurde. Und ich vertraute ihrem Geschmack, ihrem Wissen, ihrer Kenntnis um Literatur. Etliche Male saßen wir gemeinsam in einer Jury. Das Podium hatte einen Wettbewerb für junge Leute ausgeschrieben. Weitgehend deckten sich unsere Einschätzungen. Qualität lässt sich erkennen, selbst wenn man von unterschiedlichen Standpunkten ausging, sich von verschiedenen Seiten annäherte, war die Annäherung identisch. Oftmals saßen wir gemeinsam am Podium, in Minden bei Tagungen der Kogge, bei zahlreichen Lesungen und Symposien.

Als der 80. Geburtstag von Doris bevorstand, war ich Obmann des „Podium“. Selbstverständlich ein Fest ihr zu Ehren! Ein Fest ist gut und schön und notwendig. Jedoch darüber hinaus sollte noch etwas geschehen, etwas, das von diesem Fest übrig bleibt. Wie wäre es, ihr einen Gedichtband zu schenken, eine Auswahl ihrer Gedichte? Wir sprachen darüber im Vorstand. Ein Porträt, ein „Podium Porträt“, zumal Doris viel für den Verein geleistet, gearbeitet hatte. Wir feierten sie und verehrten ihr den ersten Band „Podium Porträt“. Christian Loidl schrieb das Vorwort, denn er war der beste Kenner ihrer Poesie. Aus diesem Geschenk entwickelte sich die Reihe „Podium Porträt“.

In meiner Erinnerung bleibt Doris immer jung, als Mensch und durch ihre Poesie. Doris, ich vermisse die Gespräche mit Dir! Bitte Doris widersprich mir – wenigstens noch dieses eine Mal.

Wien, 9. 6. 2009 Manfred Chobot

## Aus dem Verbandsbüro

**Achtung: Der Verband hat eine neue E-Mail-Adresse: [info@schriftstellerverband.at](mailto:info@schriftstellerverband.at). Die alte Adresse ist seit Juli nicht mehr aktiv.**

Es gibt für unsere Mitglieder auf unserer Website verstärkt die Möglichkeit, Veranstaltungstermine zu präsentieren. Bitte schicken Sie uns diese daher rechtzeitig per E-Mail zu. Falls Sie selbst eine Website haben, können wir auf der Website des Schriftstellerverbandes einen Link dazusetzen. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns ebenfalls verlinken würden.

Wünsche und Anregungen zu weiteren Serviceangeboten des Schriftstellerverbandes sind uns willkommen. Wir werden diese – im Rahmen unserer zeitlichen und finanziellen Möglichkeiten – gerne verwirklichen.

Unsere Bürozeiten sind:

Dienstag	von 9:00 bis 16:30 Uhr
Mittwoch	von 9:00 bis 14:30 Uhr
Donnerstag	von 9:00 bis 14:00 Uhr

Wir danken unserem Mitglied Otto Hans Ressler, Direktor der Kunstauktionen GmbH im Kinsky, für das Sponsoring unserer Zeitschrift.

## Impressum

Literarisches Österreich  
Zeitschrift des Österreichischen Schriftstellerverbandes  
ZVR 295943463

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:  
Österreichischer Schriftstellerverband  
Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien  
Telefon: 01/586 41 51  
E-Mail: [info@schriftstellerverband.at](mailto:info@schriftstellerverband.at), [www.schriftstellerverband.at](http://www.schriftstellerverband.at)



Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Sidonia Binder  
Redaktion dieser Ausgabe: Dr. Sidonia Binder, Dr. Judith Gruber-Rizy, Mag. Eva Lamprecht

Layout und Druck: Druckerei Lischkar & Co. GmbH, Migazziplatz 4, 1120 Wien



**KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH**

